

Els Oksaar

Sprache und Gesellschaft

DUDENVERLAG
Mannheim · Leipzig · Wien · Zürich

DUDEN-BEITRÄGE

zu Fragen der Rechtschreibung,
der Grammatik und des Stils

Herausgegeben von der Dudenredaktion unter Leitung
von Günther Drosdowski

Heft 51

Rede Els Oksaars anlässlich der Ehrung
mit dem Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim
am 25. März 1992
mit der Laudatio von Hans Glinz

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Sprache und Gesellschaft: [Rede Els Oksaars
anlässlich der Ehrung mit dem Konrad-Duden-Preis
der Stadt Mannheim am 25. März 1992;
mit der Laudatio von Hans Glinz]. –
Mannheim; Wien; Zürich: Duden-Verl., 1992
(Duden-Beiträge zu Fragen der Rechtschreibung,
der Grammatik und des Stils; H. 51)
ISBN 3-411-05271-6
NE: Oksaar, Els; Glinz, Hans; GT

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, auch auszugsweise, verboten

© Bibliographisches Institut & F. A. Brockhaus AG
Mannheim 1992

Satz: typoPlus, Föll + Schulz GmbH, Mannheim

Druck und Bindearbeit: Progressdruck GmbH, Speyer

Printed in Germany

ISBN 3-411-05271-6

Sprache und Gesellschaft

Seit der Antike haben sich verschiedene Auffassungen von Sprache herausgebildet. So ist Sprache zum Beispiel als *Werkzeug*, aber auch als *Schlüssel zur Welt* interpretiert worden. Da man heute keineswegs mit nur einem einzigen Werkzeug auskommt, kann man daraus schließen, daß die Beherrschung mehrerer Sprachen erstrebenswert ist. Wandelt man die Auffassung der Sprache als Schlüssel zur Welt ab, dann kann man sagen: Je größer der Schlüsselbund, desto mehr Türen können geöffnet werden, desto mehr Möglichkeiten zum Kontakt ergeben sich für den Menschen.

So weit, so gut. Aber man übersieht dabei leicht etwas Wesentliches: Hinter jeder Tür kann sich ein sehr glattes Parkett befinden, auf dem man ausrutscht, wenn man nicht weiß, wie man sich zu bewegen hat. Denn die Kultureme und Behavioreme, die unser kommunikatives und somit auch sprachliches Verhalten steuern, werden keineswegs einheitlich beherrscht. Das Prinzip der Heterogenität macht sich, angefangen mit Idiolekten, in jeder Sprachgemeinschaft geltend. Bei zunehmenden Kontakten im multikulturellen Europa kann es nach 1993 daher noch mehr kommunikative Beinbrüche geben als bisher. Als Folge sind Mißverständnisse und Konflikte nicht ausgeschlossen.

Bei einer so düsteren Prognose braucht es aber nicht zu bleiben, da der Mensch ja als ein lernfähiges Wesen gilt. Zwar kann man ihn nicht immer davon überzeugen, daß es, um eine bessere Gesellschaft zu gestalten, notwendig ist, aus der

Geschichte zu lernen. Aber auch wenn er es mit den Skeptikern hält, die behaupten, daß die Geschichte nur lehrt, daß aus ihr niemand etwas gelernt hat, so kann er nicht leugnen, daß die Geschichte uns hilft, die Komplexität der Probleme zu erkennen, die dadurch entstehen, daß der Mensch als *animal rationale et sociale* immer auch zugleich ein sprachfähiges Wesen ist. Der Soziologe Norbert Elias hat hervorgehoben, daß sich Begriffe wie »Individuum« und »Gesellschaft« zwar auf verschiedene, aber untrennbare Aspekte der gleichen Menschen beziehen und dies u. a. wie folgt erläutert: »Das gesellschaftliche Gewebe der Menschen bildet das Substrat, aus dem heraus, in das hinein, der einzelne ständig seine individuellen Zwecke spinnt und webt.«¹⁾ Wir fügen als dritte untrennbare Komponente die Sprache hinzu.

Mensch, Sprache, Gesellschaft – sie bilden eine Einheit, in der man die einander bedingenden Teile nicht isoliert sehen sollte, auch wenn man nur einen Teil davon gründlicher untersucht. Aus dieser Trias möchte ich einige zentrale Aspekte im Bereich *Sprache* und *Gesellschaft* etwas ausführlicher betrachten, wobei die Teil-Ganzes-Relation im Sinne Roman Jakobsons den methodischen Schlüssel bildet. Im allgemeinen Teil des Vortrages wird, ausgehend von den Funktionen der Sprache, die Verbindung der Glieder dieser Dreiheit thematisiert. Im speziellen Teil, der auch die Frage der Europäischen Gemeinschaft berührt, bildet der Mensch in verschiedenen sozialen Beziehungsgeflechten den Ausgangspunkt der Betrachtungen.

Sowohl Sprache als auch Gesellschaft sind keine statischen Größen – man muß immer damit rechnen, daß das Sprachsystem und auch der Sprachgebrauch in gewissen Bereichen in Veränderung begriffen ist, genauso wie es die gesellschaftlichen Strukturen sind. Deshalb ist die Forderung, die Lichtenberg vor 200 Jahren erhoben hat, für mich auch heute aktuell: »Man soll öfters dasjenige untersuchen, was von den Menschen meist ver-

gessen wird, wo sie nicht hinsehen und das so sehr als bekannt angenommen wird, daß es keiner Untersuchung mehr wert geachtet wird.«²⁾ Schon im vorigen Jahrhundert haben Linguisten erkannt, daß Sprachveränderungen auf das Zusammenwirken des Einzelsprechers mit der Sprachgemeinschaft zurückgehen.³⁾ Obwohl die Wechselwirkung von Sprache und Gesellschaft als unbestreitbar gilt, ist es ebenso deutlich, daß Sprachgeschichte und Sozialgeschichte nicht Hand in Hand gehen. Der Arbeitsmarkt ist jedoch einer von den Sektoren, in denen man von der Sprache als Spiegel sozialer Wandlungen sprechen kann. Die Skala *Magd – Dienstmädchen – Hausgehilfin – Hausangestellte – Hausassistentin* bietet ein anschauliches Beispiel für Umwertungsprozesse.⁴⁾

Sprache als ein typisches menschliches und dadurch auch gesellschaftliches Phänomen entwickelt sich in einem biologischen und sozialen Kontext. In einer Gesellschaft bestimmt die Gruppenzugehörigkeit des Menschen in entscheidender Weise sein sprachliches Verhalten. Denn ein Kind wächst ja immer in eine Gruppe hinein – zuerst in die Familie, die es mit einem System von sprachlichen Ausdrucksmitteln versieht. Gleichzeitig aber auch – und das finde ich entscheidend – wird es mit den Grundlagen und Normen der soziokulturellen Verhaltensmuster bekannt gemacht, die den Gebrauch der sprachlichen steuern: z. B. wie man jemanden anredet, wie man grüßt und dankt, wie man nach etwas fragt, wie man seine Emotionen ausdrückt, worüber man nicht sprechen darf usw. Die Aneignung dieser Verhaltensweisen geschieht in einem Sozialisationsprozeß, der von Geburt an durch Anregung der Umgebung vor sich geht und in dem das Kind lernt, die Sprache in einer sozial angemessenen Weise zu verwenden, d. h. nach den in der jeweiligen Gesellschaft geltenden präskriptiven und proskriptiven Normen. Dieser Prozeß ist bei Erwachsenen keineswegs abgeschlossen, da die

Verhaltensstile angesichts der komplexen Rollenstruktur der Gesellschaft dynamisch sind.

Spracherwerb ist somit auch immer kulturelles Lernen, wenn wir unter den weit über 150 Versuchen, Kultur zu definieren, vom folgenden Kulturbegriff ausgehen: »ways of a people«⁵⁾, d. h. alles, was eine Person und eine Gruppe besonders kennzeichnet – nicht nur die materiellen und geistigen Aspekte, sondern auch Verhaltensweisen. Die gegenwärtigen Schwerpunkte der Sprachwissenschaft, die sich in den letzten Dezennien seit der pragmatischen Wende bis zur kognitiven Wende gebildet haben, berücksichtigen aber kaum die Tatsache, auf die schon Hermann Paul vor mehr als hundert Jahren hingewiesen hat – nämlich, daß Sprachwissenschaft eine Kulturwissenschaft ist, diese aber immer auch als Gesellschaftswissenschaft gesehen werden muß.⁶⁾

Sprachbeherrschung im weitesten Sinne umfaßt somit mehr als nur die Beherrschung der Aussprache, der Grammatik und des Wortschatzes. Sie setzt auch die Fähigkeit voraus, sprachliche Einheiten in kommunikativen Situationen gemäß den Verhaltensregeln der Gruppe zu verwenden. Kommunikative Korrektheit fordert, daß man nicht nur weiß, was man sagt oder schreibt, sondern immer auch berücksichtigt, wem, wie, wann und warum. Man muß sich aber auch überlegen, wann es angebrachter ist zu schweigen – was einem Mittel- und Südeuropäer im Gegensatz zu den Bewohnern des Nordens öfter schwerfällt. Und doch haben sie alle dasselbe Sprichwort: *Reden ist Silber, Schweigen ist Gold*. Aber auch hier ist eine differenziertere Sehweise notwendig, da es nicht nur für Reden, sondern auch für Schweigen verschiedene Ursachen gibt. Deshalb sollte es laut Moritz Lazarus heißen: »Wessen Reden Silber ist, dessen Schweigen ist Gold«, denn es gibt auch »das Schweigen des Toren«.⁷⁾

Das alles gehört zur *Produktionskompetenz* des Menschen.

Mit einem Kind spricht man anders als mit einem Erwachsenen, einem Chef schreibt man anders als seinen Freunden.

Sprachbeherrschung umfaßt aber auch die *Verstehenskompetenz*. Aus dem Gehörten oder Gelesenen muß man versuchen, das Gemeinte zu verstehen. Erst die Produktions- und Verstehenskompetenz zusammen bilden die *kommunikative Kompetenz* des Menschen. Diese Kompetenz umfaßt sowohl die geschriebene als auch die gesprochene Sprache. Handelt es sich aber um die gesprochene Sprache allein, ist es angebracht, die kommunikative Kompetenz aufzugliedern. Denn die mündliche Kommunikation umfaßt in einer direkten Interaktion ja nicht nur verbale, sondern auch parasprachliche und kinesische Fähigkeiten – nicht nur mit der Stimme, sondern auch mit Gestik und Mimik kann ich Mitteilungen senden. Bei der gesprochenen Sprache habe ich aber nicht nur verbale und nichtverbale Komponenten zur Verfügung, sondern auch aktionale und nichtaktionale, da man auch durch Schweigen kommunizieren kann. Deshalb ist es angebracht, bei mündlicher Kommunikation von *interaktionaler Kompetenz* zu sprechen, worunter ich die Fähigkeit verstehe, verbale und nichtverbale kommunikative Handlungen zu vollziehen und zu interpretieren, gemäß den soziokulturellen und soziopsychologischen Regeln der Gruppe.

Daß die erwähnten Kompetenzen bei allen Mitgliedern einer Gesellschaft nicht gleich sind, leuchtet ohne weiteres ein, wird aber nicht immer berücksichtigt. Ich denke nicht nur an die vertikale Linie vom Kind bis zum Greis, sondern auch an die horizontale: Je nach Soziobiographie und Erfahrung verwenden und verstehen wir die Sprache in einer Gesellschaft nicht in gleicher Weise. Mißverständnisse entstehen z. B. häufig bei fehlendem Hintergrundwissen. Wenn von einem *späten Achtundsechziger* die Rede ist, muß man wissen, daß es sich hier um einen angejahrten Teilnehmer an der Studentenrevolte zu Ende der sechzi-

ger Jahre handelt und nicht um einen besonders erwähnenswerten Weinjahrgang. Dagegen ist *Geheimrat J.* tatsächlich der Name eines guten Tropfens und steht nicht für den Dichter Johann Wolfgang von Goethe. Der Kontext kann den Verstehensprozeß natürlich erleichtern, aber um zu verstehen, daß Kant gemeint ist, wenn von *dem aus Königsberg* die Rede ist, braucht man schon etwas mehr Sachkenntnis, ebenso, wenn man hört, daß in einer gewissen Streitfrage *Karlsruhe* das letzte Wort habe.

Für unseren Fragenkomplex ist auch die Beziehung zwischen Sprache und Kultur von Belang. Sprache hat insofern eine ganz spezifische Beziehung zur Kultur, als sie einerseits selbst kulturbedingt und Teil der Kultur ist, andererseits aber ein Mittel für die Betrachtung und Beschreibung der Kultur.

Je besser man eine Sprache spricht, desto mehr wird vorausgesetzt, daß man auch die Kultureme und Behavioreme, also die für die Kommunikationssituation angemessenen Verhaltensweisen der Gesellschaft beherrscht.⁶⁾ Macht der Sprecher sprachliche Fehler, kann dies das Verständnis zwar erschweren, aber er würde dadurch nicht als ein unhöflicher, hinterlistiger oder unzuverlässiger Mensch angesehen werden. Handelt es sich aber um Verstöße gegen die Verhaltensnormen, so trifft dies seine Persönlichkeit. Ein nicht angebrachtes Thema, ein ausgebliebener Dank sind schlimmer als ein falscher Artikel. Denn in der Kommunikation können kulturelle Variablen – zu denen gehören ja auch Verhaltensweisen – die affektiven Bedeutungssysteme des Empfängers mehr beeinflussen als die rein linguistischen Variablen.

Richtige Aussprache und Grammatik, aber nicht normgerechte Verhaltensweise – z. B. wenn jemand geduzt wird, wenn Siezen das erwartungsgemäße Verhalten ist – kann ungünstige Folgen für weitere Kontakte haben.

Mit diesen Beispielen sind wir bei den wichtigeren Funktio-

nen der Sprache gelangt. Als das primäre Ausdrucks- und Verständigungsmittel des Menschen dient sie seinen Denk-, Erkenntnis- und sozialen Handlungsprozessen. Sprache ist aber für den Menschen auch der wichtigste Faktor seiner persönlichen und gesellschaftlichen Identität. Deshalb ist *Mehrsprachigkeit* nie als *Gleichsprachigkeit* zu verstehen – eine Sprache spielt für den Menschen emotional gewöhnlich eine größere Rolle, andere nehmen einen mehr nüchternen Platz ein. Ein derartiger Unterschied läßt sich z. B. gut im Verhältnis von Niederdeutsch und Hochdeutsch feststellen. Nicht nur im häuslichen Alltag, sondern auch in mehr offiziellen Zusammenhängen, wenn politische Debatten im Landtag auf niederdeutsch geführt werden. Anreden wie *meine sehr verehrten Froenslüd und Mannslüd, leeve Kollegen, leeve Mackers* oder *leeve Frünn* ersetzen dann bei denselben Abgeordneten das hochdeutsche *meine sehr verehrten Damen und Herren*, und auch humoristische Kommentare können nicht verbergen, daß es für Hoch- und Niederdeutsch Sprechende emotionale Unterschiede gibt. »Platt ist eine verbrüdernde Sprache. Wer weiß, ob der Kieler Landtag nicht wegen zu großer Friedfertigkeit aufgelöst werden könnte, wenn die Abgeordneten ihre Reden immer auf Platt hielten.«⁹⁾ – Man denke auch nur an den alten Konsul Johann Buddenbrook in Thomas Manns »Buddenbrooks«, der in der feinen Gesellschaft Französisch und beruflich auch Hochdeutsch sprach, aber wenn er glücklich war und in guter Stimmung, dann sprach er Niederdeutsch.

Sprache ist aber auch die Visitenkarte des Menschen. Durch unsere Aussprache und Stimmführung, durch die Wortwahl und die syntaktische Kombiniertfähigkeit können wir von unseren Mitmenschen auf der nationalen, regionalen, Schichten- und Gruppenzugehörigkeitsskala eingestuft werden. Dadurch wird Sprache zu einem wichtigen Identifikationsmittel.

Daß der Aussprache dabei eine besondere Rolle zukommen kann, finden wir schon in der Bibel (Buch der Richter 12, 5–6). Durch ihre nicht korrekte Aussprache des hebräischen Wortes *schibboleth* wurden die flüchtigen Ephraimiten bloßgestellt. Daß Franzosen durch die korrekte Aussprache eines Wortes ihr Leben retten konnten, ist bekannt durch die Sizilianische Vesper im Jahre 1282. Jeder, der Ciceri [tʃitʃeri] nicht richtig aussprechen konnte, wurde getötet.¹⁰⁾ So blutig braucht es allerdings nicht zuzugehen, wenn man den Hamburger in Bayern stehen und *sprechen* sagen hört. Aber gerade in unserer Zeit gibt es in vielen Gesellschaften Voreingenommenheit gegenüber gewissen vom Standard abweichenden Aussprachen.

Die Visitenkartenfunktion tritt somit noch deutlicher hervor, wenn es sich um die gesprochene Sprache handelt. Aber wir werden auch erkannt durch unsere Gestik, Mimik und Körperbewegungen. Diese ergänzen und modifizieren nicht nur das Gesagte, sondern können Wörter auch ersetzen, wie z. B. ein Kopfschütteln oder Nicken in unserer Kultur. Sie bestimmen zusammen mit Wörtern das *Wie* der Kommunikation. *Was* man sagt und *wie*, gibt dem Empfänger zu erkennen, ob es sich um eine freundliche Aussage handelt oder um Ironie, wie die verschiedenen Möglichkeiten der Stimmführung des Wortes *schön* in: *Das ist eine schöne Geschichte* leicht beweisen können. – Die Empfehlung von Mephistopheles im Faust: »Im Ganzen – haltet Euch an Worte! Dann geht Ihr durch die sichere Pforte zum Tempel der Gewißheit ein«¹¹⁾ gilt, wenn überhaupt, nur für die *geschriebene* Sprache. Mißverständnisse entstehen ja gerade dadurch so leicht, daß man die Gestik, Mimik und Stimmführung auch gegenläufig zu den Wörtern interpretieren kann. Ein Arzt, der dem Patienten mit ernster Miene und müdem Blick bekundet, dieser habe nichts zu befürchten, alles sei in Ordnung, sollte sich nicht wundern, wenn der Patient ihm nicht glaubt. Die Visi-

tenkartenfunktion der Sprache läßt sich auch wie folgt formulieren: »Laß mich sehen und hören, wie du sprichst, und ich sage dir, wer du bist.« – *Er spricht anders* bedeutet oft »er ist nicht einer von uns«, mit allen zugehörigen Bewertungen, die gewöhnlich von der eigenen Vortrefflichkeit ausgehen.

Hieraus ergibt sich eine weitere, sogar eine Doppelfunktion der Sprache: Sprache verbindet und trennt. Wer baut die Brücken? Der mehrsprachige Mensch! Über 70% der Weltbevölkerung sind mehrsprachig, weit über die Hälfte der Schulkinder in der Welt hören in der Schule eine andere Sprache als zu Hause. Sprachenfragen werden bei uns und in den größeren Staaten der Welt aber immer noch von dem Standpunkt aus betrachtet, als ob Einsprachigkeit das Normale sei. Ein Blick in die Geschichte zeigt jedoch, daß im 17. und 18. Jh. Mehrsprachigkeit in Europa nichts Außergewöhnliches war. »In den Tagen eines Leibniz ist Französisch nicht nur die Sprache der deutschen Akademiker, der Höfe und des geselligen Umgangs der oberen Schichten; längst hatte auch das gebildete Bürgertum an ihm Anteil genommen. Es ließ seine Kinder von Jugend auf in der fremden Sprache erziehen.«¹²⁾ Thomasius stellt Ende des 17. Jh.s fest: »Bey uns Teutschen ist die frz. Sprache so gemein geworden, daß an vielen Orten bereits Schuster und Schneider, Kinder und Gesinde dieselbige gut genug reden.«¹³⁾

Hinter der Einsprachigkeitsideologie versteckt sich noch der aus dem 19. Jh. stammende nationalpolitische Standpunkt: *Ein Volk – ein Land – eine Nation – eine Sprache*. Man darf linguistische und politische Faktoren nicht verwechseln, hat es aber sowohl nationalistisch-politisch als auch imperialistisch und aus kolonialisatorischen Gründen zu allen Zeiten getan.

Die Wirklichkeit spricht gegen die Einsprachigkeit als linguistische Größe. Als politische Größe könnte man sie akzeptieren, aber es gibt ja bekanntlich auch offiziell zwei- oder dreisprachige

Staaten. Als politische Größe ist Einsprachigkeit wichtig für junge Staaten, die gerade gegründet worden sind oder ihre Freiheit nach längerer Zeit wiedergewonnen haben, wie die baltischen Staaten. Vor allem aber ist für neue Nationalstaaten eine einheitlich normierte Schriftsprache notwendig. Nicht ohne Anspielung auf diese Tatsache möchte ich daran erinnern, daß das »Vollständige orthographische Wörterbuch« von Dr. Konrad Duden im Jahre 1880 erschienen ist.

Wir sind an der Schwelle des speziellen Teils angelangt. Aus dem Vorangehenden können wir schließen, daß Sprache der wichtigste Gesellschaftsfaktor, die wichtigste soziale Institution ist. Ohne Sprache können keine anderen sozialen Institutionen einer Gesellschaft entstehen oder funktionieren. Dadurch wird Sprache aber auch zum wichtigsten Faktor für soziale Kontrolle und sozialen Einfluß. Schon Cicero hat betont, daß Sprache auch immer ein effektives Instrument der Manipulation ist.¹⁴⁾ Der Macht des Wortes ist jeder ausgesetzt, der sie nicht durchschaut und sich nicht dagegen schützt. Da werden z. B. in Großstadtgeschäften *legefrische Eier* angeboten und solche, denen keine Information beigefügt ist. Es ist nicht schwer zu erraten, für welche die meisten Kunden sich entscheiden! Die Macht des Wortes kann schlimme Wirkungen haben: »Worte können sein wie winzige Arsendosen, sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da.«¹⁵⁾ Man darf aber nicht vergessen, daß es stets der Mensch ist, der die Worte einsetzt.

Was der Mensch mit der Sprache tun und erreichen kann, hat schon im vorigen Jahrhundert – also lange vor der Sprechakttheorie – Philip Wegener erörtert. Er findet, der Zweck des Sprechens sei, »den Willen oder die Erkenntnis einer Person so zu beeinflussen, wie es dem Sprechenden als wertvoll erscheint.«¹⁶⁾ In diesem Sinne kann natürlich schon die Wortwahl

manipulativen Charakter haben oder bestimmte Bewertungen signalisieren. *Präsident* oder *Staatsoberhaupt* aktivieren eine andere Konnotationsperspektive als *Diktator*, auch wenn es sich um ein und dieselbe Person handelt.

Sprachverwendung kann in jeder Gesellschaft aber immer auch Kritik hervorrufen. Schon Konfuzius hatte dazu Wichtiges zu verkünden. Auf die Frage, womit er anfangen würde, wenn er ein Land zu verwalten hätte, hat er geantwortet: »Ich würde den Sprachgebrauch verbessern.« Und er fährt dann fort: »Wenn die Sprache nicht stimmt, so ist das, was gesagt ist, nicht das, was gemeint ist; ist das, was gesagt ist, nicht das, was gemeint ist, so kommen die Werke nicht zustande«. Es folgen noch weitere Rückschlüsse; als letzte Konsequenz ergebe sich aber dann, »daß die Nation nicht weiß, wohin Hand und Fuß setzen.«¹⁷⁾

Andererseits findet natürlich Gesellschaftskritik nicht nur durch die Sprache, sondern auch in der Sprache ihren Niederschlag. – Aktuell sind zum Beispiel neue Komposita wie *Rentenlüge*, *Mietenlüge*, *Steuerlüge*. Als Muster sind sie auch immer brauchbar, denn der Bedarf nach Komposita mit *Lüge* als zweitem Glied hat sich nach jeder Wahl erhöht. Gesellschaftliche Mißstände werden z. B. auch durch Metaphern wie *Geldwäsche* markiert. Es würde nicht überraschen, wenn in diesem Zusammenhang das Wort *Waschsalon* seinen Geltungsbereich erweitert und auch auf einige Banken bezogen wird – die Metapher durchdringt ja bekanntlich nicht nur die dichterische Sprache, sondern auch die Alltagssprache und die Sprache der Wissenschaft. Die Metapher erzeugt eine positive oder negative Atmosphäre in einer eindrucksvolleren, weil kompakteren Weise als ein nichtmetaphorischer Ausdruck.

Vergegenwärtigt man sich nochmals die Worte von Konfuzius, so könnte man daraus schließen, daß, wenn die Sprache »stimmen« soll, eine neue Konversationsmaxime lauten könnte:

»Sag immer, was du meinst.« Es gibt viele Situationen, in denen dies notwendig ist und ein *Ja* nicht *Nein* oder ein *Vielleicht* sein darf und ein *Nein* nicht ein *Ja*. Frage ich jemanden, ob eine bestimmte Straße zum Bahnhof führt, so muß ich mich auf ein *Ja*, *Nein* oder *Weiß nicht* verlassen können.

Dieses Prinzip spielt z. B. in der primären Sozialisation des Kindes eine Rolle. Aber schon hier stellt man fest, daß die Sprachverwendungswirklichkeit komplexer ist, als daß man sie mit Hilfe von Maximen nach dem Ansatz des Philosophen Grice strukturieren könnte.¹⁸⁾ Entdeckt ein Kind in der Volksmenge eine alte Frau, die der Hexe aus dem Märchenbuch auffallend ähnlich ist, und gibt es das allen durch den Ausruf: »Da ist eine Hexe!« kund, so bekommt es dafür sicher kein Lob. Die Regeln der Verhaltensweisen sehen in unserer Kultur vor, daß so etwas nicht gesagt wird, zumindest nicht laut. Wer es sagt, ist in einer derartigen Situation natürlich nicht unwichtig. Bei einem Kind kommt es nämlich darauf nicht an, ob das Gesagte den Tatbestand der Beleidigung, der üblen Nachrede, der Verleumdung oder sogar der Volksverhetzung erfüllt. Aber ab 14 Jahren wird es in unserer Gesellschaft schon ernster, man ist strafmündig. Wer etwas sagt, ist deshalb immer von Belang. Schon bei Aristoteles finden wir: »Der Feigling nennt den Tapferen tollkühn, und der Tollkühne nennt denselben Tapferen einen Feigling.«¹⁹⁾

Was man sagen *kann*, *muß*, *soll*, entscheidet sich häufig auch während eines Gesprächs. Lange bevor die amerikanische Konversationsanalyse als eine Neuheit bei uns eingeführt wurde, hat 1879 Moritz Lazarus in seiner Abhandlung »Über Gespräche« die Aufmerksamkeit auf das Gespräch als die Institution in einer Gesellschaft gelenkt, in der, wie er sagt, »das eigentliche, wirkliche Leben der Sprache stattfindet ... Die größte Feinheit in der Durchbildung der Sprache, die zarteste Blüte der Synonymik, mit welcher ja auch eine ebenmäßige Verfeinerung des apperzieren-

den Denkens Hand in Hand geht, wird durch das Gespräch erhalten, verbreitet, vielleicht sogar geschaffen.«²⁰⁾

Nun sind aber viele Gespräche so strukturiert, daß zweierlei möglich ist: 1) Man braucht nicht alles zu sagen. 2) Man will sich nicht direkt äußern.

1) Beim ersten Fall tippt man nur an, und die weitere Information ergibt sich aus dem Situationskontext oder dem Hintergrundwissen. Das Nichtausgesprochene ist genauso wichtig wie das Ausgesprochene. Frage ich im September im Bekleidungs-geschäft nach einer ärmellosen Bluse, so kann ich als Antwort bekommen: »*Es ist Herbst*«, die logische Antwort auf eine Frage nach der Jahreszeit. Erst aus einer Analyse der Antwort, die auch das Nonverbale berücksichtigt, geht hervor, ob der Satz als Entschuldigung wegen des Fehlens der Ware zu verstehen ist oder als ein noch so leiser Vorwurf wegen des Unwissens der Kundin, in welcher Jahreszeit die Geschäfte etwas führen. – Das Nichtausgesprochene, die Auslassung oder auch die Verkürzung bilden den Kern der Witze, z.B. Schwester! – Zange! – Tupfer! – Sterbeurkunde! »Die Pointe zündet nur, wenn das Textangebot auf eine gedankliche Eigenleistung des Hörers trifft, der eine Inkongruität mit Hilfe von Vorwissen auflöst.«²¹⁾

Derartige und andere in der Alltagskommunikation häufig vorkommende Fälle zeigen, daß verbale Glieder verschiedener Funktion übersprungen werden können. Aber auch Sätze in einer Satz-kette können ausgelassen werden, je nach Inhalt. Wenn der Kapitän einer großen deutschen staatlich kontrollierten Luftverkehrsgesellschaft den Fluggästen folgendes sagt: »*Wir haben aus technischen Gründen etwa 30 Minuten Verspätung. Wir danken für Ihr Verständnis*«, dann ist das ein gutes Beispiel dafür, daß bei fehlerfreier Grammatik die Verhaltensregeln grob verletzt worden sind. So mancher Bürger, der eine Entschuldigung oder zumindest eine Bitte um Verständnis erwartet hat, wird

durch derartige Ausdrucksweise zum Untertan degradiert, der sich alles gefallen lassen muß.

2) Die zweite Möglichkeit ist, sich nicht direkt zur Sache zu äußern, aus welchem Grund auch immer. Man sagt es etwas anders, als es gemeint ist. Hierher gehört die schon angesprochene Manipulation und alles, bei dem die Perspektive geändert wird durch eine andere Form und neue Konnotationen. Dies kann durchaus edle Motive haben, weil man die Gefühle der Mitmenschen nicht verletzen will: Man spricht von *Vollschlanken* statt *Dicken* und von *Senioren* statt *Alten*. Auch syntaktische Mittel werden verwendet. So erscheinen Imperative und Bitten als Fragen: *Du kommst wohl nicht zu spät?* oder als Aussagesätze: *Es zieht*. Beim letzten Beispiel muß allerdings hinzugefügt werden, daß es als Appell im Sinne Karl Bühlers keineswegs überall verstanden wird. In den Tropen, wo man sich über etwas Luft freut, würde eine derartige Aussage zum Small talk gehören.

Aber wenn diejenigen mit weniger edlen Motiven sich derselben Strategie bedienen, dann kann statt *Schonung* der Gefühle *Verführen* der Grund sein. Man will beeinflussen oder Aufmerksamkeit erregen. Die Werbung benutzt dafür auch Formen, die der Norm nicht entsprechen. So wirbt eine bekannte Getränkefirma mit *unkaputtbaren Flaschen*.

Welche Motive, euphemistische oder andere, die Urheber auch haben, eines haben sie gemeinsam: Eine neue Bezeichnung wird verwendet, weil die alte für ihre Zwecke nicht mehr geeignet zu sein scheint. Ich erinnere an den Wechsel von *unterentwickelte Länder* über *entwicklungsfähige Länder* zu *Entwicklungsländer*. Ebenso werden gegenwärtig Ausdrücke wie *die ehemalige DDR* und *das Beitrittsgebiet* immer häufiger durch *die neuen Länder* und *die jungen Länder* ersetzt.

Beliebt in dieser Funktion sind immer auch Fremdwörter gewesen. In den sechziger Jahren ersetzte *Appartementhaus* häu-

fig *Bordell*, weil dieses Wort, selbst ursprünglich Fremdwort, schon zu durchsichtig geworden ist. Neueren Datums ist *Outing*, wobei das Wort keineswegs in der ursprünglichen Bedeutung »Ausflug« im Deutschen erscheint, sondern als »das Öffentlichmachen«, gewöhnlich aus tabubeladenen Themen. Auch das Verb *outen* »bloßstellen« kommt vor. Das Phänomen, sich hinter Fremdwörtern zu verstecken, kann man auch bei *Rekonstruktion* feststellen, das bei der Treuhand »Abwicklung« ersetzen soll, da das andere Fremdwort *Liquidation* zu negativ ist. Mehrdeutigkeit ist jedoch vorprogrammiert: *Rekonstruktion* bedeutet nicht nur »das Wiederherstellen, Wiederaufbauen, Nachbilden«, in der DDR wurde damit die »wirtschaftliche Umgestaltung« gemeint.

Will man sich nicht direkt oder detailliert ausdrücken, hilft die sogenannte Bildersprache. In der Sprache der Börsianer z. B. *naht die Stunde der Hexen*, wenn bei Terminbörsen gleichzeitig mehrere Kontrakte auslaufen, die sich auf den Aktienmarkt beziehen. In heiklen Debatten und Verhandlungen akademischer Gremien können verschiedene Bilder und Vergleiche dort auftauchen, wo ein Außenstehender eher eine nüchterne Ausdrucksweise vermutet. Einige Beispiele: Es wird z. B. festgestellt, daß die andere Partei versucht habe, *mit einem neuen Namen dieselbe alte Katze zu einem Tiger aufzumöbeln*. Da bittet man, für Schwerpunktbildungen *die Türen nicht gleich zuzuschlagen*, oder gibt die Empfehlung, *das Innovationspulver nicht gleich zu verschießen*. Ein anderes Mal wird ermahnt, daß man bei der Frage *keinen Schnellschuß machen solle*, obwohl man hier ja *einen Fuß in der Tür habe*. Von gewissen Vorschlägen wird gesagt, sie können *ja auch nicht das Allergelbste vom Ei* sein. Auch kann man nicht zulassen, daß andere *das Filetstück* nehmen. Bei einer heiklen Finanzierungsfrage kann man hören: *Wir sind hier auf einem schwierigen Territorium oder auf besonders dünnem Eis*. –

Wo kommen wir hin, wenn auf *jedem Quadratcentimeter in der Universität ein Student steht – auf Zehenspitzen.*

Es ist wichtig zu erkennen, daß auch sprachliche Bilder keineswegs immer eindeutig sind und daher auch Anlaß zu Mißverständnissen geben können. Ich möchte dies am Beispiel vom *europäischen Haus* beleuchten. Das Bild, auch in der Form *gemeinsames Haus Europa* bekannt, geht auf de Gaulle zurück, er dachte an ein großes Haus, vom Atlantik bis zum Ural. Der politischen Lage gemäß gab es allgemein keinen Anlaß, dieses Bild unter die Lupe zu nehmen. Dezennien später wurde der Gedanke von Gorbatschow eifrig aufgegriffen, und jetzt wird das Bild lebendig und zwingt zum Nachdenken: Wer wohnt im Souterrain, wer im Penthouse, wer neben dem armen Nachbarn, wer zur lauten Straße? Und was passiert, wenn jemand sich im Garten, nach alter Gewohnheit, mehrere Datschen bauen will? Und: In welcher Sprache oder in welchen Sprachen verständigen sich die Nachbarn? Die Wohnqualität eines Hauses hängt bekanntlich auch vom Stil seiner Bewohner ab. Man hat schon gefragt, ob nicht die Gefahr bestehe, daß das Haus zum Asylantenheim umfunktioniert werden könnte. – Nicht nur ein *Blick*, auch ein *Bild*, sei es nur sprachlich, sagt mehr als tausend Worte!

Aus dem Gesagten entnehmen wir, daß es Anlaß gibt, an folgende Feststellung von Mephistopheles zu erinnern: »Denn eben wo Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Mit Worten läßt sich trefflich streiten, mit Worten ein System bereiten!«²²⁾

Der Bonner Politologe Bracher spricht analog zu dem *Marsch durch die Institutionen* von dem *Marsch durch die Wörter* und sieht darin die Strategie, »jene grundlegenden Wertbegriffe so zu verbiegen trachten, daß ihre historische Substanz und ihre politische Wertstellung fast beliebig verwendbar erscheinen.« Was die Zeitgeschichte betrifft, so ist es zum Beispiel nicht egal,

ob ein Ereignis »Auflösung der Weimarer Republik« oder »nationalsozialistische Revolution« oder »faschistische Gegenrevolution« genannt wird. Gerade in den Geistes- und Sozialwissenschaften muß man darauf achten, mit welchen wertenden Konnotationen ihre Schlüsselwörter verbunden sind. Denn hier ist laut Bracher die Wissenschaftsfrage ein Problem der Sprache geblieben: »Terminologie und Vokabular entscheiden über Wege zur Ermittlung von Irrtum und Wahrheit, über Wertung und Interpretation.«²³⁾

Aber auch eine andere Art des Marsches durch die Wörter gibt es in der Gesellschaft: die von den Medien unterstützte Berieselung. Bracher fragt, ob man die Rhetorik als höchste Instanz an-erkennen sollte, die, wie er sagt, »ihre Großmeister in Medien und auf Rhetoriklehrstühlen befähigt, über alles in Geschichte und Gegenwart, über Historiker und Politiker, Kunst und Wissenschaft das (verbale) Urteil zu fällen?« Er verneint es entschieden. Mit Recht. Einer Gesellschaft ist mit selbsternannten Schulmeistern der Nation wenig gedient.

Der Marsch durch die Institutionen hat im Hochschulbereich Phänomene hervorgerufen, die sprachlich interessante Konsequenzen hatten. In der Universität Hamburg wurden *Fakultäten* durch *Fachbereiche* ersetzt, *Dekane* durch *Fachbereichsprecher*. Die folgerichtige Umbenennung des *Rektors* zum *Universitätssprecher* fand aber in dieser Reformuniversität nicht statt: An der Spitze steht der *Universitätspräsident*, das Wort *Präsident* hat ja mehr Prestigekonnotationen als das Wort *Sprecher*. Statt gewisse Stellen auszuschreiben, sah das Hamburgische Hochschulgesetz die *Überleitung* von Nichtprofessoren in die heutigen C2-Stellen vor. Diese Maßnahme war umstritten. Durch die in Hamburg durchgeführte *vorgezogene Überleitung* erhielt sie jedoch verbal eine Legitimität: Der Schwerpunkt der Vorwürfe richtete sich auf das *Vorziehen*. Der Esel blieb verschont, den

Sack hat man geschlagen. Was man aber mit dem Ganzen anrichtete, offenbarte sich u. a. in der Wortprägung *Discountprofessor*.

Nun gibt es auch ein Phänomen seit dem Ende der 70er Jahre in unserer Gesellschaft, das man als *Marsch durch die Formen* bezeichnen könnte. Es ist die Auswirkung der Frauenemanzipation auf die Sprache. Die Umstände sind hinreichend bekannt, so daß ich hier nicht näher auf sie einzugehen brauche. Die Tatsache ebenso, daß die Schriftstücke und die Reden immer länger und schwerfälliger werden, wenn stets von *Studenten* und *Studentinnen*, *Mitarbeitern* und *Mitarbeiterinnen*, *Professoren* und *Professorinnen* die Rede ist, auch wenn nicht das Geschlecht, sondern nur das Amt oder die Tätigkeit gemeint ist, z. B. *Professor sein ist schwer*. Auf Neudeutsch ergibt das: *Professor sein ist schwer, Professorin sein noch mehr*. Denn als Folge dieser Ideologie haben die Frauen ja noch die *Quotenfrau* und die *Alibifrau* als psychologische Last zu tragen.

Das Problem ist, daß Genus und Sexus schon am Anfang der Feminismusdebatte durcheinandergebracht und die semantischen Gesetze der Sprache nicht berücksichtigt worden sind. Gibt es nämlich merkmalfhafte Formen wie *Lehrerin* und merkmalflose wie *Lehrer*, so umfaßt das letztere auch das Allgemeine, das Amt oder die Tätigkeit. Begriffe und Formen sind weder männlich noch weiblich. Der *Seufzer*, *Jauchzer*, *Klopfer* sind keine Männer, die *Wache*, die *Geisel* sind es. Greta Garbo war *ein Star* – wer möchte wohl eine Starin sein? Und es stört Boris Becker nicht, daß er *eine Koryphäe* ist. Es ist auffallend, daß diejenigen, die sich auf diese sprachverwendungs- und wissenschaftsferne Ebene begeben hatten und für die alles mit dem Artikel *der* »männliche Wörter« waren, folgendes verschwiegen. Die wichtigeren Begriffe der Gesellschaft erscheinen in Wörtern mit dem Artikel *die*: die Politik, die Vernunft, die Liebe, die Ehe, die

Geburt, die Ehre, die Weisheit, die Wissenschaft, die Freundschaft, die Macht. Sogar alle Schiffe: *die Bismarck*.

Auf dieser Argumentationsebene, der man eine gewisse Komik nicht absprechen kann, wollen wir nicht weiter bleiben, das Sprachspiel hat ernste Hintergründe in der Gesellschaft, die im Eifer des Gefechts um die Sprache zurückgedrängt zu werden scheinen. Dies ist um so bedauerlicher, als es ja bekannt ist, daß Frauen in der Gesellschaft diskriminiert worden sind und immer noch werden. Es geht ja letzten Endes um die Frage, ob diese Lage der Frauen dadurch verbessert werden kann, daß man einen Kampf gegen Wörter und für gewisse Formen führt. Um ihre Lage in der Gesellschaft zu verbessern, ihnen die realen Möglichkeiten zu geben, sich zu qualifizieren und durch ihre Leistungen weiterzukommen, ist der so massiv geführte Kampf auf der Ebene der Sprache eine nicht geeignete Strategie.

Was nutzt den Frauen das noch so schöne Suffix, wenn ihre Situation sich nur wenig ändert? Wenn sie heute in der Gesellschaft immer noch die Grundsituation vorfinden, daß sie sich für die Familie oder die berufliche Karriere entscheiden müssen, die Männer aber nicht, und wenn die Arbeitslosigkeit vor allem Frauen betrifft, so ist eine Gleichbehandlung durch sprachliche Umstrukturierungen nicht zu erreichen. Man muß stets die anfangs erwähnte Trias – Mensch, Sprache, Gesellschaft – im Auge behalten.

Wer von der »Frauenfeindlichkeit unserer Sprache« redet²⁴⁾, vergißt, daß nicht die Sprache, sondern der Mensch feindlich oder freundlich sein kann. Die rhetorische Figur der Personifikation entfernt die Problematik der Frau von der Wirklichkeit und läßt die bereitwillige »Frauenfreundlichkeit« durch die Verwaltungs- und Rechtssprache als einen Fortschritt erscheinen. Ist sie es, wenn wir immer noch grundlegende Benachteiligungen der Frauen in der Gesellschaft haben?

Daß man bei uns – als einzigem europäischem Land – mit so großem Eifer auch in verschiedenen Behörden und Verwaltungen bereit ist, das weibliche Geschlecht bei Berufen und Tätigkeiten formal stets hervorzuheben, ist aber äußerst verdächtig. Besonders, wenn es so weit geht wie in der Rostocker Bürokratie, die auch bei Männern alle Titel und Amtsbezeichnungen mit einem Femininsuffix versehen hat. In der »Welt« vom 10. Januar 1992 lesen wir: »Bürgermeisterin von Rostock ist ein Mann.«

Haben die Männer ein so schlechtes Gewissen, oder wird hier in der Gesellschaftspolitik wieder mal ein bewährtes rhetorisches Mittel aktiviert, nämlich von den wirklichen Problemen abzulenken? – Man hat *Frauenbeauftragte*, *Frauenförderung*, *Frauenliteratur*, *Frauenforschung*. *Frauenforschung* – was ist das? Ist das die Forschung, die von Frauen gemacht wird? Oder ist es die Forschung, die über Frauen gemacht wird – wie über Minoritäten, Kranke, Tiere und Pflanzen? Ein gefährliches Wort! Frauen machen die Frauenforschung, Männer die übrige, wichtige Forschung. Frauenförderung – viele Frauen wollen gar nicht gefördert werden, wenn die Förderung ausgelegt werden kann, als handle es sich um bisher Zurückgebliebene. – Es droht die Gefahr in unserer Gesellschaft, daß Frauen *sprachlich* in eine neue Nische abgedrängt werden. Als Frau wehre ich mich entschieden dagegen! Früher hatten Frauen in ihrer Nische wenigstens neben den Kindern noch zwei volle Wörter: Küche und Kirche. Aber die Küche wurde von den fortgeschrittenen Männern erobert, und aus der Kirche treten viele aus. Sogar auf den *Erziehungsurlaub* erheben Männer Ansprüche. Jetzt bleibt den Frauen nur der Teil eines Kompositums und ein Suffix.

Nun tauchen aber bei Feministinnen Verfahrensweisen auf, die alle auch nur an Männer erinnernde Wörter wie z. B. das pronominale *man* in *das tut man nicht* durch frauenbezogene

Formen ersetzen. Auch im Englischen. Es ist kein Scherz, daß Websters English Dictionary neben *history* auch *herstory* abgedruckt hat.

Es wäre schon eine merkwürdige Veränderung, wenn in Zukunft *Herrenschneider* *Damenschneider* sind, *Herrenwitze* zu *Damenwitzen* und *herrliche* Feste zu *dämlichen* Festen werden. – Aber *Mannheim* muß *Mann-Heim* bleiben, schon wegen seiner Geschichte und der Tradition des Dudenpreises.

Wir lachen, sollten uns aber daran erinnern, daß Sprache uns allen gehört. Jede Sprache, als Mittel und Produkt für menschliche Koexistenz, kann, wie andere soziale Institutionen, verändert werden. In einer demokratischen Gesellschaft kann jeder Vorschläge zur Sprachveränderung machen, auch die Feministinnen. Es sind, wie auch sonst im Leben, die Schreibtischtäter, Mitläufer und Wendehälse, die die Schuld trifft und die man zu kritisieren hat. Daß dem bürokratischen Eifer keine Grenzen gesetzt sind, geht aus folgendem Auszug eines Briefes vom Niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kultur aus dem Jahre 1991 hervor, wo es sich jeweils um die Einweisung eines Regierungsamtmanne handelt:

»Gegen die Absicht, eine Stelle der BesGr. A12 – Bauamtsrat/rätin – mit einem Regierungsamtman und eine Stelle der BesGr. A11 – Regierungsamtman/-männin/-frau – mit einem Bauamtsman zu besetzen, bestehen ... keine Bedenken.«

Wir lachen, aber die Welt wundert sich über uns und Europa nach 1993 noch mehr, wenn es darum geht, Sätze vom Typus *Die Parlamentspräsidentin ist ab 1. Oktober eine Frau* in amtlichen Schriftstücken in die Sprachen der EG zu übersetzen. In den skandinavischen Ländern, in deren Sprachen ebenso gewisse Femininsuffixe zur Verfügung stehen, macht man von ihnen keinen Gebrauch, die Realität ist wichtiger.

Es ist in diesem Zusammenhang auch lehrreich, auf Spra-

chen hinzuweisen, die keine Genusunterschiede kennen, wie das Estnische und das Finnische. In den Sätzen estn. *ta on arst*, finn. *hän on lääkäri* »er/sie ist Arzt/Ärztin« sind sowohl das Pronomen als auch das Substantiv genusneutral. Ob es sich um einen weiblichen oder männlichen Berufsausüßer handelt, kann erst durch zusätzlichen linguistischen Kontext zum Ausdruck kommen. Die Geschlechtsangabe wird in diesen Sprachen zu einer syntaktischen Frage. Es ist der Kontext, der die Bedeutung endgültig bestimmt. Aber auch im Deutschen ist das der Fall. Sage ich: *Frau Müller ist der einzige Vertreter dieser Partei*, so ist *Vertreter* hier geschlechtsneutral, genauso wie *Bürgermeister* in: *sie ist der erste weibliche Bürgermeister unserer Stadt*. So kann ich auch von *männlichen Krankenschwestern* sprechen und durch das Adjektiv das Substantiv neutralisieren.

Sprache hat kein Geschlecht, der Mensch und das Tier haben es, und dies wird, wenn die Situation es fordert, durch die Sprache bezeichnet. Es gibt in einer Gesellschaft immer generalisierende Aussagen wie: »Einbrecher haben hier keine Chancen« und spezifische: »Die Einbrecherin wurde gefaßt.«

Statt eines Marsches durch die *Institutionen, Wörter* und *Formen* sollte man sich in einer Gesellschaft Zeit nehmen zum *Jogging* durch die eigene Geschichte, auch durch die allerjüngste. Dadurch kann man aber wieder neue Märsche entdecken, die mit Sprache und Gesellschaft zusammenhängen. Einer davon fängt mit der deutschen Einigung an und ist noch nicht abgeschlossen: Es ist der *Marsch durch die Gefühle*. Die emotionale Seite der deutschen Einigung scheint nicht berücksichtigt, nicht eingeplant, nicht gesehen worden zu sein. – Wie konnte man es auch in einer Welt, in der die Erforschung künstlicher Intelligenz jegliche Priorität hat, obwohl man über die natürliche Intelligenz noch nicht genügend weiß. In einer Welt, in der *Umwelt* in aller Munde ist, aber man sich keine Gedanken darüber macht, daß es

ja auch eine *geistige Umwelt* gibt, die man zu schonen und zu kultivieren hat. Man wollte ja die Staaten einigen. Aber – es waren Menschen, die von der Einigung betroffen wurden. Mißverstehen und Unverständnis sind in vielen Situationen nicht zu übersehen. Die Wörter sprechen für sich: *Abwicklung, Warteschleife, Durchmischung, Seilschaft, Solidaritätszuschlag*. Und gleich sind auch lexikalische Stereotypenbildungen da: *Ossis und Wessis, Besserwessi*. – Kann die praktische Politik daraus etwas für die Europäische Gemeinschaft lernen?

Nach den Märschen und dem Jogging ist es auch angebracht zu empfehlen, einige *Schritte* zu tun, z. B. *Schritte durch das Gewissen*, schon um den Mißbrauch von Wörtern wie *Versöhnung* in der Sprache der Politik offenzulegen. Wenn der Bundesjustizminister der Ansicht ist, daß eine Gewährung einer Strafaussetzung für die verurteilten Terroristen als ein Akt der Versöhnung des Staates mit den Rechtsbrechern anzusehen sei – seine Wortwahl sei sorgfältig überlegt, betont er –, dann ist diese Wortwahl zu kritisieren. Denn *Versöhnung* impliziert die Wiederherstellung eines freundlichen Verhältnisses zwischen zerstrittenen Parteien, Ursache und Schuld sind häufig nicht einseitig zuzuweisen.²⁵⁾

Aber es gibt auch andere Schritte. Ich denke nicht so sehr an die bisweilen totalitäre Züge annehmende Theoriebesessenheit linguistischer Richtungen Chomskyscher Prägung, sogar in der Kindersprachenforschung. Sondern ich möchte vor allem auf die Leichtigkeit aufmerksam machen, mit der vermeintlich Neues gegenwärtig in der Sprachwissenschaft nach der sogenannten kognitiven Wende entdeckt wird. Man entdeckt Sprache als eine spezifische Leistung des menschlichen Geistes! Francisco Varela hat kenntnisreich nachgewiesen, wie begrenzt die bis heute von den USA dominierte »kognitionswissenschaftliche Orthodoxie« ist und daß die heute wichtigen neuen Denkmodelle wie die der

Selbstorganisation schon vor fast dreißig Jahren entwickelt, aber wieder vergessen worden sind.²⁶⁾ Auch das gehört zu unserem Thema, daß man wiederholen muß: Literaturkenntnis schützt vor scheinbaren Neuentdeckungen.

Schritte können aber auch in die falsche Richtung führen, besonders wenn sie als Ratschläge verbalisiert worden sind im Syntagma »tausend kleine Schritte«, die der Bundeskanzler Estland, Lettland und Litauen zu tun empfohlen hat, als diese ihre Freiheit, die sie als Folge des Hitler-Stalin-Pakts verloren hatten, wiederhaben wollten. – Wem wollte man mit diesem Satz auf der weltpolitischen Bühne einen Gefallen tun? Was wäre geschehen, wenn die deutsche Einigung nach diesem Ratschlag vorgenommen worden wäre?

Die Gesellschaft hat aber auch andere kommunikative Probleme. Es gibt wohl keinen Erwachsenen, der nicht in einer oder anderer Weise mit *Fachsprachen* in Kontakt gekommen ist und keine Verständigungsschwierigkeiten gehabt hat. Sei es bei wissenschaftlicher Lektüre, beim Arztbesuch oder im Kontakt mit dem Rechtswesen, um nur einige Bereiche zu nennen. Nicht jeder Wissenschaftler beherrscht die Kunst oder macht sich die Mühe, wissenschaftliche Erkenntnisse über den engeren Kreis der Fachkollegen hinaus allgemein verständlich zu machen. Bemerkt ja schon Goethe, selbst Forscher, in seinen Maximen und Reflexionen, daß »die Deutschen und sie nicht allein ... die Gabe besäßen, die Wissenschaft unzugänglich zu machen«²⁷⁾. Wenn immer noch angenommen wird, daß das, was sich einfach, klar und deutlich sagen läßt und was leicht verständlich ist, keine richtige Wissenschaft sein könne, so behindert das nicht nur die Verständlichkeit, sondern auch die Entwicklung eines klaren und zweckmäßigen wissenschaftlichen Stils. Es ist ein großer Irrtum, sprachlich gestelzte Darstellung mit wissenschaftlichem Tiefsinn gleichzusetzen. Die Wissenschaft muß sprachliche Brücken schla-

gen zum Bürger. Folgender Text als abschreckendes Beispiel ist leider keine Ausnahme:

»Ausgehend von einer Erfassung des aktuellen Zustandes des betrachteten Systems und der Dynamik der Wechselwirkungen zwischen biotischen und abiotischen Zustandsgrößen im Prozeß der Umstrukturierungen, sollen geeignete Instrumentarien in Form von dynamischen mathematischen Modellen entwickelt werden, die eine Ableitung von Entscheidungshilfen ökologischer, ökonomischer und politischer Art für die Steuerung des Ökosystems in Richtung auf eine ökologisch stabile und ausgewogene Agrarlandschaft ermöglichen.«

Ich werde noch konkreter, wenn ich die Schwierigkeiten der Arzt-Patienten-Kommunikation betrachte.

Erstens gibt es hier eine generelle Problematik, die entsteht, wenn Fachleute und Laien kommunizieren: Der Patient versteht die Fachtermini des Arztes nicht – und wagt nicht nachzufragen. Oder, was noch schlimmer ist: Er mißverstehet sie. Für den Arzt kann es ebenso schwierig sein, aus dem, was der Patient sagt, Anhaltspunkte für seine Diagnose zu bekommen.

Zweitens aber ist besonders in dieser Konstellation – mehr als bei anderen fachorientierten Gesprächen in der Gesellschaft – von Belang, wieviel Wahrheit der Patient verträgt. Das heißt: Es gilt z. B. zu erkennen, ob die Bitte eines schwerkranken Patienten, ihm die Wahrheit zu sagen, echt ist, oder ob es sich so verhalten kann, wie Karl Jaspers feststellt: »Der Kranke will eigentlich nicht wissen, sondern gehorchen.« Und wenn er auch »das Gegenteil sagt, begehrt er die Beruhigung, nicht die Wahrheit.«²⁸⁾ Wenn auch der Arzt sich verpflichtet fühlt, dem *Patienten* die Wahrheit mitzuteilen – wie schlimm diese auch sein mag –, so entsteht doch die Frage, ob er dem Menschen die *Hoffnung* nehmen darf, da ja *Hoffnung* zur Lebensqualität des Menschen gehört. Wiederum handelt es sich auch um ein sprachliches Pro-

blem, das in einer Gesellschaft, in deren Kultur der Tod immer noch ein Tabu ist, anders strukturiert wird als in einer, in der man über ihn als ein natürliches Phänomen auch spricht.

Aus meinen Untersuchungen geht hervor, daß die Patienten sich in unserer Gesellschaft vor allem aus folgenden Gründen unzufrieden und verunsichert im Gespräch mit dem Arzt fühlen: weil er mit ihnen zuwenig redet, zu viele Fachtermini verwendet und nicht genügend zuhört.²⁹⁾ Die Interaktionskultur, auch im medizinischen Bereich, fordert mehr Empathie von den Gesprächspartnern. Der erste Text, den ich nach einer nicht ganz einfachen Augenoperation im Hamburger Universitätskrankenhaus als Test meiner Sehkraft zu lesen hatte, fing mit folgendem Satz an: *Der Tod kommt bestimmt*. Mein Vorschlag, *Tod* durch *Frühling* zu ersetzen, wurde dankbar angenommen, allerdings mit der Bemerkung, seit Jahrzehnten hätte sich noch niemand über diesen Text geäußert.

Die meisten Menschen kommen in ihrem Leben auch mit der Verwaltungssprache in Kontakt und mit der Rechtssprache. Es ist nicht meine Absicht, auf ihren besonderen Stil einzugehen, der genügend, aber oft auch zu global und zu Unrecht kritisiert worden ist. Ich möchte nur auf zwei Punkte kurz eingehen.

1) Die Quantität und Qualität der Verordnungen und Gesetze. Das Gesetz geht uns alle an, und Verordnungen ist zu folgen. Ein Schlachtermeister muß natürlich die Hackfleischverordnung kennen. Im Laufe von 80 Jahren ist diese von 5 Zeilen bis auf 40 Seiten gewachsen. Sie spielt in der Gesellschaftspolitik aber immer noch eine, gelinde gesagt, zurückhaltende Rolle. Artikel 16, Abs. 2 S. 2 des Grundgesetzes umfaßt nur vier Wörter: *Politisch Verfolgte genießen Asylrecht* und erhitzt seit langem die Debatten und Gemüter. Es darf der Laie aber auch fragen, was los ist mit dem Rechtswesen, wenn man aus den neuen Ländern wiederholt hört: *Wir wollten Gerechtigkeit, aber bekamen den*

Rechtsstaat. Hier kann man auf Cicero hinweisen: *Summum ius, summa iniuria*.

2) Verständigungsschwierigkeiten ergeben sich häufig bei juristischen Fachtermini, die in der Form mit gemeinsprachlichen Wörtern zusammenfallen. *Finden* ist für den Juristen z. B. nicht das Entdecken eines verlorenen Gegenstandes, sondern das An-Sich-Nehmen, das In-Besitz-Nehmen. Sieht A einen Ring auf der Straße und B nimmt ihn an sich, ist B juristisch gesehen der Finder und erhält den Finderlohn. Und eine *hinkende Ehe* kann sogar eine sehr gute Ehe sein, sie gilt aber nur in einem Staat, wenn die Ehepartner aus zwei Staaten kommen. Der Laie ist häufig überfordert. Denn schon die Frage *Wem gehört der Wagen?* kann mit einer Gegenfrage beantwortet werden: »Wollen Sie wissen, wer als *Halter* im Kraftfahrzeugbrief steht, wer *Halter* im verkehrsrechtlichen Sinn ist oder wer der *Eigentümer* oder *Besitzer* ist?«

Wir nähern uns dem Ende unserer streifzugartigen Betrachtungen.

Es gibt wesentliche kulturelle Unterschiede auf allen Ebenen der Interaktion. Sie beeinflussen die Verständigung, solange man die Verhaltensweisen des anderen nur durch den Filter der eigenen sieht. Denn die Kommunikationspartner haben Erwartungen, die auf ihre eigene kommunikative Kompetenz zurückgehen. Es gilt aber auch, sich der Beziehung zwischen den *kulturspezifischen* und den *individuellen* Differenzen der sprachlichen Verhaltensweisen bewußt zu werden. Es gibt immer individuelle Verschiedenheiten und gruppenspezifische Ausdrucksweisen. *Vorurteile* und *Stereotypisierungen* gegenüber Bevölkerungsgruppen können leicht entstehen, wenn man diesen Unterschied nicht beachtet.

Der Biologe Jakob von Uexküll hebt hervor, »daß die Lehre von der konventionellen Welt, in der alle Menschen wie auf einer gemeinsamen Bühne ihre Lebensrolle spielen, falsch ist.

Auch für jeden Menschen müssen wir seine Spezialbühne aufsuchen, um seine Handlungen zu verstehen.«³⁰⁾ Wir ergänzen: Auch sprachliche Handlungen gehören dazu! – Es ist an der Zeit, an den Menschen in einer sehr großen Gesellschaft, im vereinigten Europa zu denken!

Vor mehr als 1800 Jahren sagte der Römer Epictetus: »Die Natur hat dem Menschen eine Zunge gegeben, aber zwei Ohren, damit man von anderen zweimal soviel hört, als wenn man selbst spricht.« Im vereinigten Europa kann man auch mehr als zweimal soviel hören, wie man selbst spricht, man muß nur fähig sein, das Gehörte zu verstehen. Wir können, Epictetus ergänzend, auch sagen, daß die Natur dem Menschen ebenso zwei Augen gegeben hat, damit er viel mehr sieht, als er selbst spricht – um nonverbale Kommunikation aufzunehmen.

Völkerverständigung muß früh anfangen. Wie kann aber ein deutsches Kind von anderen in Europa etwas hören und sehen, andere Kulturen kennenlernen, wenn ihm die Quellen dadurch versperrt bleiben, daß man so spät mit dem Fremdsprachenunterricht anfängt? Unsere Gesellschaft zieht Möglichkeiten, die zum frühen, auch vorschulischen Fremdsprachenerwerb führen könnten, kaum in Erwägung. Über die Wichtigkeit des Fremdsprachenerwerbs belehrte uns schon Goethe: »Der Deutsche soll alle Sprachen lernen, damit ihm zu Hause kein Fremder unbequem, er aber in der Fremde überall zu Hause sei.«³¹⁾

Aber auch die Sprachenfrage in der Politik der Europäischen Gemeinschaft ist keineswegs gelöst. Noch heute, mehr als 30 Jahre nach ihrer Gründung, sieht man keine Möglichkeit, sich im Europäischen Parlament auf eine einzige Verkehrssprache zu einigen, um die Bürokratie zu erleichtern. Stattdessen nimmt man Übersetzungen in alle Sprachen der Mitgliedsländer in Kauf. Was ich vor 20 Jahren in einem Vortrag auf der internationalen Tagung »Seven Voices for Europe« vorausgesagt habe, ist einge-

treffen.³²⁾ Man sieht die Frage nur national, obwohl man sie international sehen muß. National gesehen ist ja die *Prestige*frage fast unüberwindbar. Wer von den großen Nationen möchte nicht eine sprachliche Vormachtstellung haben?

Merkwürdig ist diese Lage aber trotzdem. Englisch ist die nicht nur in Europa, sondern auch in der Welt am weitesten verbreitete Sprache. Kontaktphänomene wie Fremd- und Lehnwörter aus dem Englischen zeigen, daß die englische Sprache auf dem besten Wege ist, Teile des Wortschatzes der europäischen Sprachen zu integrieren, ohne auf die Mitgliedschaft in der EG Rücksicht zu nehmen. Aber – all die Länder, die Englisch auch als Wissenschaftssprache nicht nur akzeptiert, sondern auch seine Verbreitung freiwillig unterstützt haben, widersetzen sich seiner Vormachtstellung in der Europäischen Gemeinschaft.

Nicht nur die Urheber der Europäischen Gemeinschaft, sondern leider auch die weitere Planungsgeneration haben die Sprachen- und Kulturprobleme der EG viel zuwenig beachtet. Denn es werden ja nicht abstrakte Modelle, sondern konkrete, aus *Einzelpersonen* bestehende Gruppen integriert. Es darf nicht geschehen, daß man Länder vereinigt und die Menschen übergeht! Zollschranken werden abgebaut, aber was geschieht mit Sprachenschranken?

Ein vereinigtes Europa hat nur dann eine gute Chance, wenn die Vereinigung nicht nur auf politischer und ökonomischer Ebene stattfindet, sondern wenn es zu Kontakten zwischen den Menschen in dieser Gemeinschaft kommt. Auch die Staatsoberhäupter sollten miteinander ohne Dolmetscher reden können. Sieht man sich die europäische Geschichte an, so ist das keineswegs zuviel verlangt. Interesse, Verständnis und Offenheit für sowohl die eigene Sprache und Kultur als auch für andere Sprachen und Kulturen, vor allem die der Nachbarn, ist die Voraussetzung für die Länder in einer gut funktionierenden EG. Politik,

Ökonomie, Recht in der EG, sie sind ganz wesentlich auch kommunikative Probleme. Europa braucht Mehrsprachigkeit.

Mehrsprachige Menschen, nicht einsprachige, sind im politischen, wirtschaftlichen und sozialen Einigungsprozeß nützlich, auch wenn es nur um eine einzige Verwaltungssprache geht. Denn das Ziel soll ja auch die Verbesserung der europäischen Kommunikationsformen auf allen zwischenmenschlichen Ebenen sein. Das kann gelehrt und gelernt werden und kommt der eigenen Sprache zugute. Sagte doch schon Goethe: »Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiß nichts von seiner eigenen.«³³⁾

Eine Integration darf aber nicht auf Kosten der nationalen Identität und der Muttersprache geschehen. Es ist kein Widerspruch, wenn ich sage, daß man Einigkeit durch Vielfalt erzielen kann. Durch Vielfalt, in der die nationalen Identitäten ihr verbürgtes Recht auf Anerkennung und Respektierung haben. Dasselbe muß aber auch den Minoritäten im eigenen Land zukommen.

In der Regierungserklärung Helmut Kohls vom 4. 5. 1983 heißt es: »Wir werden neue Anstrengungen unternehmen, um die deutsche Sprache im Ausland wieder mehr zu verbreiten.« – Das ist sehr zu begrüßen. Warum aber nicht auch – unter anderem, um die eigene Sprache besser kennenzulernen – Mehrsprachigkeit im eigenen Lande?

Anmerkungen

- 1 Elias, N. (1978), Über den Prozeß der Zivilisation, 2 Bde. Frankfurt/M., 5. Aufl., S. VIII, II, S. 471.
- 2 Lichtenberg, G. C. (1984), Sudelbücher, hg. v. F. H. Mautner. Frankfurt/M., S. 32.
- 3 Whitney, W. D. (1867), Language and the Study of Language. New York, S. 18; vgl. später auch Paul, Breal, Meillet.
- 4 Zur Auf- und Abwertung der Berufsbezeichnungen s. Oksaar, E. (1976), Berufsbezeichnungen im heutigen Deutsch. Soziosemantische Untersuchungen. Mit deutschen und schwedischen experimentellen Kontrastierungen. Düsseldorf.
- 5 Soffietti, J. P. (1955), Bilingualism and Biculturalism. In: Journal of Educational Psychology 46, S. 222–227.
- 6 Paul, H. (1909), Prinzipien der Sprachgeschichte. 4. Aufl., Halle/Saale, S. 7.
- 7 Lazarus, M. (1986), Über Gespräche. Hg. v. K. C. Köhnke. Berlin.
- 8 Ausführlicher zu diesem Thema in Oksaar, E. (1988), Kulturemtheorie. Ein Beitrag zur Sprachverwendungsforschung. Göttingen.
- 9 Reumann, K. (1987), Plattdeutsch nimmt den Teufel auf den Rücken. In: FAZ, 5. Sept., Bilder und Zeiten.
- 10 Borst, A. (1959), Der Turmbau von Babel. Bd. II, 2. Stuttgart, S. 787.
- 11 Goethes Faust (1949), hg. u. erl. von E. Trunz. Hamburg, S. 64.
- 12 Bach, A. (1961), Geschichte der deutschen Sprache. 7. Aufl. Heidelberg, S. 256.
- 13 ebd., S. 256f.
- 14 De officiis I, 37, s. Kronasser, H. (1952), Handbuch der Semasiologie. Heidelberg, S. 27.
- 15 Klemperer, V. (1957), LTI. Notizbücher eines Philologen. 3. Aufl., Halle/Saale, S. 15.
- 16 Wegener, Ph. (1885), Untersuchungen über die Grundlagen des Sprachlebens. Halle/Saale, S. 67.
- 17 Zit. nach Segerstedt, T. T. (1966), The Nature of Social Reality. Stockholm, S. 62.
- 18 Die vier Maximen sind die Maxime der Quantität, der Qualität, der Relation und der Modalität, s. Grice, P. H. (1975), Logic and Conversation. In: Speech Acts., hg. v. P. Cole/J. L. Morgan. New York, S. 41–58.
- 19 s. Burckhardt, C. J. (1967), Das Wort im politischen Geschehen. In: Sprache und Wirklichkeit. München, S. 72.

- 20 s. Anm. 7, S. 39.
- 21 Ballstaedt, S.-P. (1989), Das Verstehen von Witzen: Wie zündet die Pointe? In: *Wie verstehen wir Fremdes*, hg. v. P. Matusche. München, S. 106.
- 22 s. Anm. 11, S. 64.
- 23 Bracher, K. D. (1979), Schlüsselwörter der Geschichte. In: *Der Mensch und seine Sprache*, hg. v. A. Peisl/A. Mohler. München, S. 282, 307, 309.
- 24 Vgl. Schoenthal, G. (1989), Personenbezeichnungen im Deutschen als Gegenstand feministischer Sprachkritik. In: *ZGL 17*, S. 301, s. auch Stickel, G. (1988), Beantragte staatliche Regelung zur »sprachlichen Gleichbehandlung«. Darstellung und Kritik. In: *ZGL 16*, S. 330–355, aber auch Oksaar, E., Anm. 4, S. 73–90; Wittermöller, R. (1988), *Weibliche Berufsbezeichnungen im gegenwärtigen Deutsch*, Frankfurt/M. und Cameron, D. (1985), *Feminism and Linguistic Theory*. London.
- 25 FAZ, 17. 1. 1992, S. 8.
- 26 Varela, F. J. (1990), *Kognitionswissenschaft – Kognitionstechnik. Eine Skizze aktueller Perspektiven*. Frankfurt/M., vgl. auch Putnam, H. (1991), *Repräsentation und Realität*. Frankfurt/M.
- 27 Goethes Werke. Band XII. *Maximen und Reflexionen*. München, S. 427.
- 28 Jaspers, K. (1954), *Umstrittene Probleme der Medizin*. Stuttgart, S. 154.
- 29 Ausführlicher zu dieser Problematik in Oksaar, E. (1988), *Fachsprachliche Dimensionen*. Tübingen, S. 171ff.
- 30 Von Uexküll, J. (1949), *Niegeschaute Welten*. 13. Aufl. Berlin, S. 17.
- 31 Anm. 27, S. 508.
- 32 *Seven Voices on Europe*. Symposium 1972. Linköping University, Linköping, Sweden, S. 28f.
- 33 Anm. 27, S. 508.

Hans Glinz

Laudatio auf Els Oksaar

Herr Oberbürgermeister,
sehr verehrte Festversammlung
insgesamt,
natürlich insbesondere Sie,
liebe Frau Oksaar!

Als ich gebeten wurde, die Laudatio für Sie zu übernehmen, habe ich zuerst etwas gezögert und mich gefragt, ob dafür nicht ein Kollege oder eine Kollegin aus Hamburg oder aus Schweden besser am Platze wäre.

Dann begannen aber Erinnerungen in mir aufzusteigen: einerseits Erinnerungen an die Präsentation Ihres ersten, gewichtigen Buches, der »Semantischen Studien« im Arbeitskreis »Sprache und Gemeinschaft«, 1959 (ein Jahr nach Erscheinen des Buches), und Ihr erstes persönliches Auftreten in diesem Arbeitskreis, 1961 – und andererseits Erinnerungen an alle 16 bisherigen Dudenpreis-Verleihungen mit ihren Laudationen und Festvorträgen der verschiedensten Art und Länge.

So habe ich zugesagt und stehe nun als Ihr »Laudator« hier, und ich möchte Sie und alle Anwesenden

um die Erlaubnis bitten, daß ich jetzt nicht nur in trockener Manier Ihre vielseitigen Arbeiten zu Sprache und Sprachverwendung referiere, sondern den Versuch mache, diese Arbeiten in der damaligen und der heutigen Wissenschaftslage zu *situieren*. Ich möchte also mit dem Blick auf Ihre Arbeiten zugleich ein Stückchen Wissenschaftsgeschichte der Sprachgermanistik skizzieren und damit zusammen ein Stück Geschichte des Dudenpreises, dessen 19. Trägerin Sie sind.

Es begann 1961, mit der Verleihung des Preises an Leo Weisgerber, dann war 1962 ich selber an der Reihe, und 1964, als Hugo Moser den Preis erhielt, trat im Anschluß an seine Festrede Jost Trier ans Rednerpult und verkündete, daß hier in Mannheim ein Institut für deutsche Sprache gegründet worden sei. Heute ist dieses Mannheimer Institut ein Begriff für alle, die sich wissenschaftlich mit deutscher Sprache beschäftigen, nicht nur im deutschen Sprachgebiet, sondern rund um die Welt. Wir kommen regelmäßig zu Tagungen zusammen, und alle zwei

Jahre erfolgt in diesem Rahmen die Übergabe eines Dudenpreises. Ich gestatte mir nun, einfach die Namen aller weiteren bisherigen Preisträger zu nennen, nach den schon erwähnten ersten drei, Weisgerber, Glinz und Moser. Sie können dann alle selbst beurteilen, vor allem auch die jüngeren unter Ihnen, wie Sie die Wirksamkeit und Präsenz dieser Preisträger in der Geschichte unserer Wissenschaft einschätzen:

- 1966 Louis L. Hammerich,
Kopenhagen, und Gerhard
Storz, Leonberg
- 1968 Gustav Korlén, Stockholm,
und Jost Trier, Münster
- 1970 Johannes Erben, Innsbruck
- 1972 Hans Eggers, Saarbrücken
- 1974 Jean Fourquet, Paris
- 1976 Ludwik Zabrocki, Warschau
- 1978 Heinz Rupp, Basel
- 1980 Peter von Polenz, Trier
- 1982 Hugo Steger, Freiburg
- 1984 Mirra Guchman, Moskau
- 1986 Harald Weinrich, München
- 1988 Wladimir Admoni, Petersburg*
- 1990 Hans-Jürgen Heringer,
Augsburg.

Und jetzt sind also Sie an der Reihe, liebe Frau Oksaar, als 19. Preisträgerin. Nun, an Anerkennung Ihrer wissenschaftlichen Leistungen hat es nie gefehlt. Sie wurden, um nur eines herauszugreifen, als erste Frau in den Wissenschaftsrat berufen. Sie sind Ehrendoktor (oder muß ich sagen

»Ehrendoktorin«) der Universitäten Helsinki und Linköping, 1986 und 1987, und Sie erhielten 1987 den Essay-Preis der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt. So konnten Sie ja auch schon einige Laudationen anhören. Nun aber Ihre Arbeiten selbst. Ihre erste große »Wortmeldung« im internationalen Gespräch der Wissenschaftler erfolgte 1958 mit dem schon erwähnten gewichtigen Buch »Semantische Studien im Sinnbereich der Schnelligkeit. Plötzlich, schnell und ihre Synonymik im Deutsch der Gegenwart und des Früh- und Hochmittelalters«. Ihr Ziel war, die damals besonders aktuelle Theorie der *Wortfeldforschung* (Trier und vor allem dann Weisgerber) zu überprüfen, und zwar – ich zitiere aus Ihrem Buch – »die Sprache auf dem am nächsten liegenden Wege – vom Sprachlichen her – und nicht durch theoretische Betrachtungen zu erfassen.« Hier müßte ich einschalten: »nicht *nur* durch theoretische Betrachtungen«, denn Sie haben die von Ihnen entwickelten theoretischen Grundlagen im Einleitungsteil Ihres Buches ausführlich dargestellt, mit kritischem Referat aller vorhergegangenen Begriffsbildungen. Sie gingen dann – was damals noch keineswegs allgemein üblich war – konsequent von der *Synchronie* aus, gemäß den Forderungen von Saus-

sure, und zwar für das Deutsch der Gegenwart mit dem Versuch, den Sprachbesitz deutscher Sprachteilhaber im Sie interessierenden Bereich der Schnelligkeitswörter *direkt* zu erheben (an Studenten in Bonn und Hamburg) und dann die Ergebnisse zu sichern durch die Auswertung eines breiten Korpus von Texten aus ganz verschiedenen Textsorten. Für die älteren Sprachstufen – Frühmittelalter, Hochmittelalter, Spätmittelalter – war dann natürlich nur noch ein Ansetzen an den aus diesen Zeiten erhalten gebliebenen Texten möglich.

Nun könnte ich mir denken, daß bei »Wortfeld« und den Namen »Weisgerber, Trier« der eine oder andere jüngere Kollege das Gesicht verzieht und denkt: »Weisgerber, inhaltbezogene Sprachforschung, das ist doch schon lange passé, das war eine deutsche Sonderentwicklung, im Blick auf die internationale Forschung heute nicht mehr ernstzunehmen.« Darf ich dazu einiges zitieren, von heute und von damals, außerhalb von Deutschland.

In der letzten Nummer der »Folia Linguistica Historica«, 1991, liest man auf S. 33–57 einen Aufsatz des niederländischen Anglisten Henk Aertsen »World Field Semantics and Historical Lexicography«. Im Buch von Jean Aitchison »Words in the Mind, An Introduction to the Mental

Lexicon«, Oxford 1987, wird an nicht weniger als neun Stellen von »Semantic Fields« gesprochen, kennzeichnenderweise in Kapiteln mit den Untertiteln »Semantic Networks – Extending old words – The Organisation of the Mental Lexicon«. Die Wortfeldtheorie, 1931 von Trier als Erklärungsmöglichkeit für sprachgeschichtliche Erscheinungen skizziert, dann von Weisgerber zu einem zentralen Bestandteil seiner Sprachtheorie gemacht, war ein Versuch – zweifellos, wie gerade Sie gezeigt haben, viel zu spekulativ und idealistisch – von dem Rechenschaft zu geben, was man heute die »vernetzte Speicherung der Bedeutungen und zugehörigen Lautungen im Gehirn« nennen kann, oder eben »the Mental Lexicon«. Das Thema war auch international gerade in den Jahren, in denen Sie Ihre Arbeit schrieben, besonders aktuell. Seit dem VII. Internationalen Linguistenkongreß, London 1952, war Erforschung von »meaning« wieder »in« (es gab dazu an diesem Kongreß eine Plenarsitzung und einen sehr gewichtigen Einzelvortrag von Charles C. Fries). Für die entsprechende Plenarsitzung am VIII. Kongreß, Oslo 1957, lautete das Thema »To what Extent Can Meaning be Said to be Structured« –, und Louis Hjelmslew formulierte es für seinen französisch geschriebenen Report noch prägnanter: »Dans

quelle mesure les *significations des mots* peuvent-elles être considérées comme *formant une structure?*«

Ihr Buch von 1958, liebe Frau Oksaar, traf also ins Zentrum der damals wie heute gleich wichtigen Frage nach der *Art der Speicherung* inhaltlich benachbarter (oder als Gegensätze aufeinander beziehbarer) Wortbedeutungen *in den Köpfen* der diese Sprachen sprechenden Menschen.

Das Buch fand denn auch schnell eine nicht geringe Resonanz, gerade auch bei den darin Kritisierten, und hier kann ich nun auf persönliche Erinnerungen zurückgreifen. Es war im »Arbeitskreis Sprache und Gemeinschaft«, den Leo Weisgerber 1956 mit Hilfe der deutschen Forschungsgemeinschaft ins Leben gerufen hatte mit dem Ziel, eine große deutsche Grammatik zu erarbeiten in interdisziplinärer Anstrengung und internationaler Kooperation, um Rechenschaft zu geben vom Bedeutungsaufbau im Deutschen und von den Auswirkungen des Besitzes einer Sprache, hier also des Deutschen, auf das Zusammenleben der Teilhaber dieser Sprache. Wir waren eine recht heterogene Gesellschaft, international zusammengesetzt – die verschiedensten Köpfe, einig nur im *Ziel*, nämlich in der Klärung der Zusammenhänge zwischen einer Sprache und den sie sprechenden Menschen,

aber heftig streitend über die möglichen und erfolgversprechenden Wege zu diesem Ziel.

In diesem Kreis wurde 1959, es war am 18. Juli in Bonn, Ihr ein Jahr zuvor erschienenenes Buch eingehend diskutiert. Da Sie am persönlichen Erscheinen verhindert waren, übernahm es Weisgerber, über Ihre Arbeit zu berichten und einige Punkte daraus speziell zur Diskussion zu stellen. Ich zitiere aus dem Protokoll (das von Helmut Gipper für jede Sitzung sorgfältig geführt wurde): »Frau Oksaar hat sich zwar bemüht, dem Stand der Forschung Rechnung zu tragen, zeigt aber gerade in ihren Vorbehalten gegen das sprachliche Feld, daß sie die jüngste Entwicklung noch nicht berücksichtigt hat und dem Einfluß von W. Betz zu rasch nachgegeben hat.« (Werner Betz, damals Bonn, später München, war ein erbitterter Gegner von Weisgerber.) Ich fand, daß Sie in die richtige Richtung tasteten, aber manchmal Ihre Ergebnisse etwas zu kurzschlüssig verfestigten. Ein wichtiger Einwand war, daß das Zusammennehmen von »schnell« und »plötzlich« zwar vom physikalischen Standpunkt aus motiviert sei, daß es aber sprachlich doch einen wichtigen Unterschied ausmache, ob man von der Schnelligkeit bzw. Langsamkeit von Abläufen *in sich* spricht oder von der *Art des Eintretens* oder *Aufhörens* – weil hier

nicht nur die objektive Geschwindigkeit eine Rolle spielt, sondern auch die Frage »erwartet oder nicht« und generell die Wirkung auf denjenigen, der dieses Eintreten bzw. Aufhören beobachtet, erfährt, erlebt. Am Ende der Diskussion fragte Erben, in einer Art Verteidigung Ihres Buches, wie denn nach aller Kritik eine solche Arbeit aussehen sollte, und Weisgerber antwortete, dieser Aufgabe wolle er in einem Seminar im Wintersemester nachgehen.

Sie sehen also, wie ernst Ihre Arbeit sogleich genommen wurde. In einer Arbeitstagung im Herbst 1961, in Bremen, waren Sie dann auch persönlich anwesend und referierten über die Entstehung und Zielsetzung Ihres Buches. Ich zitiere wieder aus dem Protokoll, was Sie damals sagten: »Prof. Wellander regte eine Untersuchung über »plötzlich« an. Dazu war zunächst eine Materialsammlung nötig. Auf Grund der estnischen Muttersprache wurde der sprachliche Befund im Deutschen sofort in seiner Andersartigkeit erkannt. Bei der Durchleuchtung des Materials schien das »Feld« eine Lösung zu versprechen, aber der damalige Feldbegriff erwies sich als nicht ausreichend. Deshalb wurde der *Kontext* so wichtig, und deshalb wurde auch eine systematische Befragung deutscher Studenten durchgeführt ... vor allem durfte die

Sprachwirklichkeit nie aus dem Auge verloren werden.«

So weit also Els Oksaar 1961. Ich habe das so ausführlich zitiert, weil ich hier wichtige Grundlinien auch Ihrer ganzen seitherigen Arbeit zu sehen glaube.

Sie haben dann bald (1963) in unserem Arbeitskreis über eine zweite große Linie Ihrer Arbeit referiert, nämlich über die Zusammenhänge *sprachlicher* Entwicklungen mit *sozialen* Veränderungen, speziell die *Wirkung* neugeschaffener Bezeichnungen für Berufe auf die mit diesen neuen Bezeichnungen umgehenden *Menschen*. Sie betrieben also schon damals eine Forschung, für die manche Jahre später das schöne Wort »Soziolinguistik« erfunden wurde. Sie haben diese Linie auch konsequent weiterverfolgt und 1976 Ihr Buch vorgelegt »Berufsbezeichnungen im heutigen Deutsch. Soziosemantische Untersuchungen. Mit deutschen und schwedischen experimentellen Kontrastierungen«.

Sie waren aber auch im Bereich »ältere Sprache und Literatur« tätig, der bis etwa 1969 ins Pflichtenheft jedes Lehrstuhls für deutsche Philologie gehörte, und das führte schon 1965 zu Ihrem umfangreichen, originellen Lehrbuch für Studenten »Mittelhochdeutsch. Texte, Kommentare, Sprachkunde, Wörterbuch«.

An dieser Stelle habe ich nun

das Bedürfnis, den Rückblick auf Ihre Arbeiten und deren Resonanz zu unterbrechen durch ein Stück germanistische Wissenschaftsgeschichte von den 30er und 40er Jahren an bis heute und in diesem Rahmen einiges zu sagen über die damalige Stellung und Wirkung von Leo Weisgerber – es war ja keineswegs zufällig, daß gerade er den 1960 gestifteten Konrad-Duden-Preis der Stadt Mannheim als erster erhielt. (Die folgenden Ausführungen, bis zu und mit den Auszügen aus Wallace L. Chafe, wurden beim Vortrag im Rahmen des Festaktes am 25. 3. 1992 aus Zeitgründen übersprungen.)

Weisgerber war in den 50er Jahren zweifellos der profilierteste und einflußreichste (wenn auch gar nicht unbestrittene, siehe oben die Stellung von Betz) Sprachtheoretiker im deutschen Sprachraum. Er hat auch die Arbeit am Institut für deutsche Sprache fühlbar beeinflußt, mindestens in den Anfängen; er durfte mit einem gewissen Recht das Institut, das er gründen geholfen hatte, als eine institutionalisierte Fortführung dessen betrachten, was er mit dem von ihm 1956 bei der deutschen Forschungsgemeinschaft durchgesetzten Schwerpunktunternehmen »Sprache und Gemeinschaft« von Anfang an anstrebte: die Erarbeitung einer großen deutschen

Grammatik von inhaltsbezogenen und leistungsbezogenen Perspektiven aus, in Zusammenarbeit einer ganzen Reihe von Forschern, und damit eine Grundlage für das Erfassen der Zusammenhänge von Sprachbesitz und sozialem Leben.

Man kann vielleicht sagen: Weisgerber war eine Art von *Hoffnungsträger*, schon seit den 30er Jahren, für manche Germanisten, denen der übliche Betrieb der sprachlichen Seite der Germanistik nicht genügte – nämlich die exzessive Beschäftigung mit der Geschichte der Laute, vom erschlossenen Indogermanisch an bis heute, samt der geographischen Verteilung der Lautungen, die Deklinationsklassen, die Klassen der sogenannten starken Verben – dazu dann für den Bereich der Bedeutungen ein Blick auf die Entwicklung von vielleicht zwei oder drei Dutzend Wörtern, vor allem im Alt- und Mittelhochdeutschen. Man wünschte eine *lebendige* Sprachwissenschaft, die auch und gerade die *Sprache der Gegenwart* ins Auge faßte, die eine grundsätzliche Rechenschaft gab von der Schaffung und Veränderung von *Wortbedeutungen* und vor allem auch von den Bedeutungsstrukturen, die dem Bau von *Sätzen* zugrunde liegen; man wünschte sich eine Behandlung der *Syntax*, auch unter kognitiver Perspektive, und man wünschte eine

Rechenschaft von den *Auswirkungen* des Sprachbesitzes auf die Teilhaber der betreffenden Sprache, und zwar nicht (nur) im fernem Mittelalter, sondern heute, wo man es in vivo beobachten und überprüfen konnte.

So etwas schien Weisgerber bieten oder mindestens ermöglichen zu können. Er war einer der ganz wenigen deutschen Sprachwissenschaftler (von Hause aus Keltologe), die schon in den 20er Jahren Saussure gelesen und ernstgenommen hatten, die die Synchronie als Ausgangspunkt wählten, die die Systemnatur der Sprachen ernst nahmen, und zwar nicht nur bei den Lautungen (das leistete die Phonologie von Trubetzkoy, seit ca. 1936), sondern eben auch die Systemnatur auf der *Bedeutungsseite*, dem Kernbestand aller Sprachen (wobei *diese* Systemnatur natürlich sehr viel komplizierter und schwerer zu fassen ist als bei den Lauten).

Weisgerber vermied zwar beharrlich das Wort »Bedeutung«, weil es ihm eine Abhängigkeit von den Lautungen zu signalisieren schien, und er sprach von »Sprachinhalten«. Diese waren aber nichts anderes als die Einheiten und Strukturen der Inhaltsseite der Sprachen, des »signifié« nach Saussure. Er betonte die Wichtigkeit der »Satzbaupläne« und adäquater elementargrammatischer Begriffe, während sonst überall die

alten, teilweise so spekulativen Begriffe der deutschen Schulgrammatik (von Becker um 1830 begründet) unhinterfragt als völlig zureichendes Handwerkszeug für sprachwissenschaftliche Arbeit betrachtet und benutzt wurden.

Ich war kein Schüler von Weisgerber, sondern hatte auf eigenen Wegen, angestoßen durch viele Erfahrungen in der Schule, eine zureichende Grammatik wissenschaftlich zu erarbeiten begonnen, in erster Linie gestützt auf Saussure. Als ich erstmals ein Buch von Weisgerber las (Ende 1942, es war »Muttersprache und Geistesbildung« von 1929) fühlte ich mich im Grundsätzlichen weitherum bestätigt, und ich benutzte erfreut, was ich brauchen konnte. Ich meldete aber auch schon Bedenken an im Blick auf die für mich zu starre Bindung bestimmter gedanklicher Abläufe an bestimmte sprachliche Mittel.

Als ich dann mit Weisgerber in direkten Arbeitskontakt kam, trug ich ihm auch alle meine Bedenken immer wieder vor und versuchte ihn davon zu überzeugen, daß man für das Erreichen der von ihm gezeigten *Ziele*, die ich voll bejahte, empirisch-operationale *Methoden* brauche, wie ich sie für die Grammatik entwickelt hatte und in Textanalysen laufend weiterentwickelte. Er hörte sich alles mit großer Geduld an – wir hatten

(wie überhaupt in den Sitzungen von »Sprache und Gemeinschaft«) oft stundenlange Debatten –, aber von dem Stück *Sprach-Determinismus*, das ich in seiner ganzen Arbeit sah, konnte und wollte er sich nie lösen. Er dachte so hoch von der Sprache als überpersönlichem Gebilde (von der »Macht der Sprache«), daß er jedes Ausgehen vom sprachlichen Handeln und von den Verstehensakten *einzelner* Sprachteilhaber, bei *einzelnen* Texten und Situationen, einfach als zu kurz greifend ansah, als zu individuell und der Sprache in ihrem überindividuellen Bestand nicht gerecht werdend. Und vor allem mein ständiges Betonen der *Schichthaftigkeit* und *Unvollkommenheit* aller natürlichen Sprachen, der »Behelfsnatur« dieser gewaltigen sozialen Objektivgebilde – das konnte er gar nicht annehmen. Er sagte mir einmal in einem Gespräch zu zweit sehr leidenschaftlich: »Und wenn es in der Sprache wirklich so wenig durchlaufende Ordnung gibt, wie Sie sagen, so ist sie für mich uninteressant und nicht besser als ein Haufen Sand«.

Ich muß sehr um Verzeihung bitten, daß ich nun im Zusammenhang mit der Position von Weisgerber soviel von mir selber gesprochen habe. Es schien mir einfach eine Forderung der historischen Redlichkeit zu sein, weil gerade in der Zeit der Schaffung des Dudenpreises die

Namen »Weisgerber« und »Glinz« so oft in einem Atem genannt wurden. Und nun möchte ich, schon um der Ausgeglichenheit meiner historischen Skizze willen, noch einige, wenn auch knappe Blicke werfen auf die seitherige Entwicklung unserer Wissenschaft, hier am Institut in Mannheim und generell.

Der Einfluß von Weisgerber ging schon von 1964 an sehr stark zurück. Kritiker glaubten in seiner Betonung der »Muttersprache« (obgleich das nur ein Name war für »Erstsprache eines Menschen«) völkisches Gedankengut zu erkennen. Man warf ihm seine Haltung im Krieg im besetzten Frankreich vor, als er am Sender von Rennes (als Keltologe, der er war) durch bretonische Sendungen dem Bretonischen eine stärkere Stellung gegenüber dem Französischen geben wollte. Wie weit es ihm (und seinen Auftraggebern in der deutschen Staatsführung) zugleich um eine Schwächung der französischen politischen Zentralgewalt ging, in einer Richtung, wie es sein Lehrer Thurneysen (der übrigens ein Schweizer war) im ersten Weltkrieg in bezug auf Irland propagiert hatte, gegen England, und wie weit es eine Art von politisch naivem »sprachlichem Minderheitenschutz« war, muß ich mangels Quellenkenntnis offenlassen.

Die deutschen Sprachgerma-

nisten holten nun mit Macht und gelegentlich in extremer Weise nach, was in den 30er, 40er und 50er Jahren versäumt worden war: die Kenntnisnahme und bei Bewährung die Übernahme dessen, was von Linguisten in der Tschechoslowakei, in Frankreich, England und Amerika (um nur diese vier Länder zu nennen) schon seit den 30er Jahren entwickelt worden war. Bis um die Mitte der 60er Jahre hatten sich viel zu viele Sprachgermanisten in der Bundesrepublik (hier waren Jost Trier und Weisgerber löbliche Ausnahmen) um diese Arbeit herumgedrückt und z. B. den Strukturalismus (auch meinen gemäßigten und keineswegs semantikfremden Ansatz) als »geistfern« abqualifiziert und das konsequente Ausgehen von der Synchronie (in ganz irreführender Weise) als »Verlust der geschichtlichen Dimension, der historischen Tiefe« abgelehnt. Aufgeschlossener war man in der damaligen DDR, in Leipzig und Berlin (»Studia Grammatica«, in der Nachfolge Chomskys, schon von 1963 an).

Eine ähnliche Abwehrhaltung gegenüber allem, was vom altgewohnten germanistischen Betrieb abwich, war übrigens unterschwellig auch bei manchen Mitgliedern unseres Arbeitskreises vorhanden – das spürte ich ganz deutlich bei den Reaktionen auf meine Berichte von

den Linguistenkongressen von 1957 (Oslo) und 1962 (MIT/Harvard). Das galt im Grunde auch für die wichtigsten Anliegen von Weisgerber selbst: Manche übernahmen einige Schlagworte von ihm, aber eine grundsätzliche Reflexion seiner Theorien und Forderungen fand nicht statt.

Die Abwehrhaltung gegenüber den außerdeutschen linguistischen Strömungen schlug nun, etwa von 1965 an, in ihr Gegenteil um. Ich erinnere mich noch gut, wie mir ein wichtiger Mitarbeiter im Institut stolz sagte: »Ich studiere jetzt den Bloomfieldschen Satzbegriff.« Die Bloomfieldsche Lehre wurde dann sehr bald abgelöst durch Chomskys generative Transformationsgrammatik. Daß hier gar keine eigentliche Sprachtheorie geboten wurde, sondern nur eine Grammatiktheorie, und auch diese erklärtermaßen nur an kleinen, dazu speziell geeigneten Ausschnitten aus dem Gesamt der grammatischen Phänomene angewendet, das störte offensichtlich nur wenige – und ebensowenig die Tatsache, daß auch hier ein gefährlich großes Stück Idealisierung und Determinismus vorlag, im Kern durchaus vergleichbar mit dem bei Weisgerber. Besonders in Mode kam für die Grammatik die von Tesnières in der Nachfolge von Guillaume aufgestellte »Valenztheorie«, es entwickelte sich die sogenannte »Dependenzgrammatik«.

Ein Stück Korrektur ergab sich dann durch den Einfluß der amerikanischen Soziolinguisten (z. B. Dell Hymes), in anderer Richtung durch die (auch sehr stark idealisierende) Sprechakttheorie (Austin, Searle) und dann durch die Konversationsanalyse und Ethnomethodologie (z. B. Garfinkel, Sacks).

Bei allen diesen Übernahmen (in deren Gefolge man auch allgemein von »Phrasen« zu reden begann, wenn man »Wortgruppen« meinte) konnte zeitweise fast der Eindruck entstehen: »Was nicht mit Zitaten aus englischer oder mindestens französischer Fachliteratur gestützt wird (oder auch nur: garniert wird), ist linguistisch hinterwäldlerisch.« Aber vielleicht war diese Überreaktion aus der jahrzehntelangen vorausgegangenen Abwehrhaltung heraus verständlich. Manche Wissenschaften – und vor allem manche Geistes- oder »Kulturwissenschaften« – entwickeln sich offensichtlich nicht so kontinuierlich wie z. B. die Mathematik, sondern in mehr oder weniger starken Ausschlägen zwischen zu starker Betonung der Traditionen und zeitweiser völliger Mißachtung des schon von frühen Forschern Erarbeiteten.

Daß es Derartiges nicht nur bei uns im deutschen Sprachgebiet gibt, sondern auch in Amerika, mögen folgende Auszüge aus einer Rezen-

sion belegen, die schon 1965 im »American Anthropologist«, 67, S. 150–51 zu lesen war (Wallace L. Chafe über »Introduction to Transformational Grammars«, von Emmon Bach, New York 1964). Chafe sieht die ganzen Arbeiten der Chomsky-Schule sehr kritisch; er stellt fest, daß sich eine Art Sektenbildung beobachten lasse, und er schreibt dazu: »There arose a holy city from which new dogmas circulated and to which the faithful began to make periodic pilgrimages. And there came to be a style, a vocabulary, a kind of ritual which marked every transformational paper from its very first sentences.« Chafe stellt dann fest, zum Glück erweise sich auch diese linguistische Richtung als wandlungsfähig, und es finde ein Einbezug von Sehweisen anderer Richtungen statt (»a gradual merger of its views with those of others«), und er schließt mit den zwei Sätzen, derentwegen ich diese Rezension hier zum Abschluß meines Blicks auf die Wissenschaftsgeschichte der Sprachgermanistik zitiere: »One may wonder only how gradual it will be, and whether the cause of science is most effectively served by the noisy conflict of dogmas. Perhaps, since we are human, it is the only way.«

Nun haben gerade Sie, liebe Frau Oksaar, es immer wieder verstanden, die jeweils neuen Strömun-

gen aufzugreifen, ihnen zu folgen, die Herausforderungen anzunehmen – aber immer auf Ihre eigene Art und immer mit gesunder Überprüfung und Kritik. Auf Ihr Arbeitsgebiet »Soziolinguistik« habe ich schon hingewiesen. Sie sind von hier aus auch zu einer Beleuchtung des Verhältnisses von *Sprache und Recht* gekommen. Sie haben zur *Sprachkontakt-Forschung* gewichtige Beiträge geliefert – das ergab sich bei Ihnen ja gewissermaßen im eigenen Haus aus dem lebendigen Nebeneinander Ihrer Erstsprache Estnisch (einer finnougri-schen, nicht indoeuropäischen Sprache) mit Schwedisch, Deutsch und sehr oft Englisch. Ihre »Kulturem-Theorie«, die auch hier verwurzelt ist, möchte ich nur gerade erwähnen – ich denke, daß wir darüber im Rahmen Ihres Vortrages »Sprache und Gesellschaft« von Ihnen selber Genaueres hören werden.

Eine ganz besondere Stellung aber – und damit komme ich zum Höhepunkt und Abschluß meiner Laudatio – haben Sie in der *Kindersprachforschung*, in der Klärung der Prozesse beim *Spracherwerb*. Daß die *Kinder* von ihren ersten Lebenstagen an die Sprachen lernen, in die sie hineingeboren werden, ist ja eine der wichtigsten Bedingungen für die Beständigkeit dieser Sprachen, für ihre Weiterexistenz als leben-

dige Sprachen, in Kontinuität wie in allmählichem Wandel. Sie waren Gründungsmitglied und 1975–78 Präsidentin der International Association for the Study of the Child Language. 1977 erschien Ihr ausgezeichnete Überblicksband »Spracherwerb im Vorschulalter, Einführung in die Pä-dolinguistik« (schon 1980 gab es eine japanische Übersetzung dieses Buches, 1982 eine englische).

Diesem Buch gegenüber bedaure ich nur eines: daß ich es so lange nur dem Titel nach kannte und es erst jetzt, diesen Winter, gelesen habe. Mich überzeugte daran besonders:

a) die reiche, prägnant zusammengefaßte Information über so viele verschiedene Forschungsbeiträge mit so verschiedenen methodischen Ansätzen, von den Anfängen im letzten Jahrhundert bis in die unmittelbare Gegenwart, und die Bereicherung der Referate durch treffende selbstbeobachtete Beispiele aus dem Nebeneinander der Sprachen in Ihrer eigenen Familie;

b) die sehr begründeten mehrfachen Hinweise darauf, was alles in früheren Untersuchungen schon geleistet worden war und von jüngeren Forschern einfach zuwenig zur Kenntnis genommen wurde. Besonders freut mich die Übereinstimmung mit Ihnen in der Einschätzung

des Standardwerkes von Clara und William Stern von 1907 (es sind jetzt fast 50 Jahre, seit ich dieses Buch mit größtem Gewinn gelesen habe);

c) die immer wieder eingefügte gute, nüchterne Kritik an zu kurz greifenden, zu sehr idealisierenden, zu sehr an einem Gesetzesdenken oder Laborversuchsdenken der betreffenden Forscher und Forscherinnen orientierten Arbeiten (zum Teil auch solchen, die anderswo hoch gelobt wurden als dem jeweils neuesten Stand der »Psycholinguistik« entsprechend).

Ausschlaggebend scheint mir vor allem, daß Sie die folgende, oft vernachlässigte Grundforderung immer wieder betonen und daß Sie ihr auch selbst nachleben: Man darf nicht einfach mit dem anfangen, was ein Kind *sagt* (und in oft noch so unvollkommener sprachlicher Form *sagt*), sondern man muß zugleich zu erfassen versuchen, was das Kind durch das, was es *sagt*, *erreichen möchte*, bei seinen Kontaktpersonen und bei sich selbst, für das eigene »Ich« und Selbstverständnis. Das kann man oft *nur tastend* tun, aus aufmerksamer Beobachtung des *Gesamtverhaltens* des Kindes und der ganzen Situation heraus (eben des »Kontextes« und der »Sprachwirklichkeit«, um Ihre Formulierungen von 1961 wieder aufzugreifen) – aber es ist unerlässlich für eine wirk-

lich wissenschaftliche Erfassung der Phänomene.

So darf ich nun wohl zusammenfassen: Sie haben immer *Ihre Augen weit offen* gehabt. Sie haben *zugleich* die Sprachen als vielfach geschichtete, gebrochene Systeme in den Blick gefaßt wie die *Verwendung* dieser Sprachen durch die *Menschen* in ihren verschiedenen Lebenssituationen. Hinter Ihrer gesamten Arbeit erkennt man immer wieder den Menschen, besser: die *Frau*, die Sie sind, und deren ganze Erscheinung unserer oft noch so abstrakt (um nicht zu sagen »nur-männlich«) geprägten Wissenschaft immer gut getan hat und weiterhin gut tun wird.

Damit bin ich am Ende, und ich freue mich jetzt auf das Flötenkonzert von Quandt, das uns das Kurpfälzische Kammerorchester spielen wird, und dann natürlich ganz besonders auf Ihren Festvortrag.

* Admoni hätte den Preis schon früher erhalten sollen, durfte aber nicht nach Mannheim fahren, weil er parteilos, Dissident und Jude war; so war die Preisverleihung an ihn erst 1988 möglich.